

***Jürgen Beckmann***

***In der Holdergasse***

Erzählung

„In der Holdergasse“  
Erzählung von Jürgen Beckmann  
erschien in dem Band

„Hinter dem Fenster“  
Zwei Erzählungen  
Jürgen Beckmann  
Brücken Verlag, Wiesbaden  
2001  
ISBN 3-935136-03-X

----

Die unveränderte Veröffentlichung der Erzählung  
aus dem o. g. Buch (S. 5–76)  
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlegers Richard Lifka  
Brücken Verlag, Wiesbaden  
<http://www.brueckenverlag.de>  
in „Rudis Homepage zur Stadt Weilburg an der Lahn“  
<http://www.weilburg-lahn.info>  
2006

----

In der Holdergasse  
(1988)

„... so leben wir und nehmen immer Abschied.“  
(Rilke)

Der Nebel vor meinem Fenster wird immer dichter; schon vermag ich die gegenüber liegenden Hausfronten nicht mehr wahrzunehmen, und auch die Birken auf der Rasenbreite zur Straße hin treten immer mehr zurück in das winterliche Grau, als ob sie mich mit mir allein lassen wollten mit meinen Erinnerungen, wie sie mir in dieser dunklen Zeit zwar nicht oft und von langer Dauer, aber dann doch von starker Intensität wach werden.

Die Fichte, die nun schon solch starken, eines Hochwaldes würdigen Stamm hat, hängt ihre dunklen Arme vor den wäßrig-bleichen Himmel, und ich muß die Lampe über den Tisch hinabziehen, so dämmrig ist es im Raum geworden. Wenn man's nicht besser wüßte – der Blick nach draußen mutete einen vorweihnachtlich an, wenn das Fest nicht schon geraume Zeit vorüber wäre.

Mein einziger Zimmergenosse, der Nymphensittich, sitzt noch unter dem dunklen Tuch verborgen, das ich gestern im Abend über seinen Käfig gedeckt habe, und als ich es jetzt wegziehe, schaut er etwas verwundert in den immer noch halbdunklen Tag und in die Ecke, in der der Weihnachtsbaum gestanden hat, trippelt dann aber dicht an das Käfiggitter heran und hält sein gelbes Köpfchen hin, weil er gekrault werden will.

Das ist so eine Sache mit den Erinnerungen; zuerst ist es irgendein kleiner Anlaß, ein Bild, eine Sicht, eine Gedankenverbindung, eine Stimme, die einem bekannt vorkommt, als habe man sie schon irgendwann, irgendwo gehört; ein Geruch vielleicht,

was weiß ich, vielleicht auch eine aus sich selbst erwachsende Sehnsucht, all das, was einem in Augenblicklichkeit und Deutlichkeit alte Bilder, Situationen, kleinere, größere Freuden, zuweilen auf düsterem Hintergrund leuchtend, wieder erstehen läßt.

Je älter man wird, um so genauer wird das alles; Dinge wird man gewahr, die man früher gar nicht so recht bemerkt hatte und die das vorsorgliche Auge doch zur Bewahrung an eine der vielen Seelenkammern weitergeleitet hat, als ob Vorrat gehäuft worden sei für eine Zeit, in der das Leben ereignis- und erlebnisärmer vorrückt, auf daß man zumindest aus einem eingebrachten Schatz leben könne.

Die alten Bilder sind aber so lebendig, daß sie andere erwecken, und die wiederum andere, so daß am Ende ein recht ausgeprägtes und sogar in sich bewegtes Panorama wie eine zweite Welt in einem vorhanden ist, das einem den Blick auf die gegenwärtige abzuziehen trachtet, als ob altvertraut gewesene Gestalten mit stiller, noch lebendig gebliebener Ehemalskraft einen zu sich ziehen wollten. Vielleicht will das alles nur einen festeren Platz in einem behaupten oder beanspruchen, diese Welt, die zu singen anheben kann; und ehe wieder alles nach soviel Inanspruchnahme – Beschwören kostet Kraft – in sich zusammensinkt, will ich es festhalten, mir eigentlich immer gegenwärtig und doch hiermit auf eine Weise gebannt.

Wenn ich das fertigbrächte, mir diese Welt wenigstens auf dem Papier wieder dasein zu lassen, wäre wohl einer meiner dringlichsten Wünsche erfüllt,

ehe ich mich wieder verstärkt dem zuwende, was noch auf mich zukommen mag.

Eigentlich ist man sich selbst entrückt, erinnert sich zwar, aber wird doch nicht mehr ganz eins mit sich, sieht sich in zu betrachtenden Abläufen als zweite oder dritte Person, und die Geschichte, so es denn überhaupt eine ist und vielleicht nur durch Konzentration, Zusammenziehung an eine solche erinnert, könnte beginnen:

Es ist nun schon ... Jahre her;

damals ging ein junger Mann, dessen Name ich heute noch trage und der immer noch sein soll, auf dem Uferweg von W. nach Z. – oder so ähnlich. Nun habe ich irgendwo zwischen all den im Laufe der Jahre zusammengelegten, zusammengekommenen Aufzeichnungen und Papieren, wie mir dunkel einkommt, auch noch schriftlich Hingeworfenes jenes jungen Menschen, Briefe von ihm und an ihn, und vielleicht bin ich überhaupt dazu gekommen, mich an jene Tage stärker zu erinnern, weil mir neulich beim Umräumen eines Schrankes ein alter Brief in die Hände fiel; sicherlich birgt jener altersvergilbte Aktendeckel noch einiges, was ich als zusammengehörig empfunden in ihn zusammengelegt habe.

Das mag mir helfen, jene Tage wieder oder überhaupt erst zu verdichten.

Ich komme erst jetzt wieder zum Schreiben; es ist eine Woche vergangen mit ständigen Arbeiten und

Erledigungen, die, so gut man sich auch die Zeit einzuteilen versuchte, sich doch bis in den späteren Abend hineinzogen, und für mein Vorhaben blieb kaum Zeit, wenn mir Gedanken, erinnernde Bilder dazu auch des öfteren durch den Kopf gingen. Einmal bin ich auf den Boden gegangen, als es noch hell war und durch den Glasziegel im Dach noch einiges Licht in den Lattenverschlag fiel, habe dort unter meinen wenigen abgestellten alten Habseligkeiten in zwei überstaubten Kartons gekramt, in denen die Vergangenheit in ihren Zeugnissen so merkwürdig verschachtelt, vermappt oder als Loses nebenbei abgelegt ist. Einiges habe ich wieder ans Licht geholt, abgestaubt, abgewischt mit heruntergenommen, und jetzt liegt es wieder so nah dem gegenwärtigen Leben, und wenn man den Dingen ein Eigenwesen zugestünde, das sie aber wohl nur durch mich selbst bekommen, ist mir manchmal, als warteten sie darauf, aus ihrer langen Vergessenheit all die Dachkammerjahreszeiten hindurch zu einem geordneten, einigermaßen beziehungsreichen Dasein erweckt zu werden. Es ist nicht leicht, und ich frage mich, was das für einen Sinn haben soll, außer dem schon erwähnten. Vielleicht, daß ich in meiner letztlichen Einsamkeit, trotz all des täglichen Austauschs und Berührtwerdens, hoffe, das, was ich mir selbst mitteile, auch mit einigen anderen teilen könne, ein Stück Leben zu bewahren, nicht ganz dahin zu sein, wenn man von dieser Welt – wohin? – zurückgenommen wird.

Ich weiß, ich bin ein etwas umständlicher Mensch, nicht gerade in dem, was die Erfordernisse des Tages betrifft, aber die seelischen Bereiche sind doch ein zu weites Feld, als daß man sich dem Eigentlichen so leicht nähern könnte; was, denkt man manchmal, ist überhaupt das Eigentliche vor vielem Erstaunenswerten? –

Heute hätte mein Vater Geburtstag, der Bauernjunge von der Ostsee, der, später meist Soldat, doch so viele geheimnisvoll umschnürte Kladden mit liebevoll gemalten Aufschriften in seiner Kommode bewahrte, die, in den Kriegswirren abhanden gekommen, mir nicht mehr sagen können, wer er eigentlich war, außer dem kräftigen, naturhaften Mann. Und ihn selbst hat irgendeine Granate an der russischen Front nur bis zur Mitte eines normalen Lebensalters dauern lassen.

Meine Mutter kam in einer zweiten Ehe nach allem Erlittenen zu einigermaßen Ruhe; mich zog es, wie es die alte Ausdrucksweise wohl am besten sagt, weiter in die Welt, was ja gut war, Gott sei Dank; nur daß die Grenze durch Deutschland uns trennte; der Preis für alles war Einsamkeit, durch Besuche, durch Schreiben unterbrochen. Ich brachte ein Gefühl für Eichendorff auf. Das Papier zum Beschreiben wurde mir früh und ständig Mittel, die Einsamkeit im Gespräch mit mir selbst und zu entfernteren anderen hin aufzulösen. –

Ich schaue zwischendurch aus dem Fenster; die Woche über war der Nebel geblieben; ich wäre gern oben in den Wäldern umhergegangen, in das weiße,

lichte Ungewisse, im jahreszeitlichen Dahingegangensein wieder Unbekannte, Überraschende, aus dem ein Zweig feinsten Filigrans auftaucht, deutlicher wird; eine hauchzart veräderte Baumkrone, wie mit dünnstem Pinsel liebevoll gemalt; wo aus zerfließendem Grund drohendes Dunkel ragt, das sich dann zum vertrauten, beruhigenden Geäst einer großen Fichte verdeutlicht, verdichtet, aber zu all dem war keine Zeit. Abends nur blieb mir manchmal eine kleine Weile, mir einige Eindrücke des Tages wieder zurückzurufen, wie sie mir unterwegs flüchtig vor Augen getreten waren: ein einsames Bushalteschild vor einem wegfallenden Hang, einsam wie irgendwo, an einer Straße im geflachten Land, zwischen zwei sich entlegenen Dörfern.

Heute aber ist der Nebel an den Bäumen gefroren, die Tannenäste wirken fast künstlich silbern bestäubt; das Gezweig prägt sich bizarr glitzernd aus, scheint dichter geworden, und ich sitze hier hinter einer schimmernden Winterwand und habe mehr Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen und sie niederzuschreiben; das möchte ich mir nicht stören lassen.

Der Briefträger war schon durch; außer Reklambriefen brachte er wieder nichts, obwohl ich immer hoffe, daß es mehr sein könnte. Kochen werde ich heute auch nichts, noch nicht mal eins der schnellsten Gerichte. Der Sittich knispert an einem Hirsekolben; hin und wieder wendet er sein gelbes Köpfchen zu mir herüber, und seine kleinen schwar-

zen Augen schauen aufmerksam auf mich. Wasser hat er auch frisches. Was wollen wir eigentlich mehr?

Vor mir liegt der noch zusammengefaltete Brief; das Papier ist schon mit braunen Flecken durchsetzt; es geht ein Geruch von ihm aus wie von einem Buch, das man jahrzehntelang nicht geöffnet hat.

Galten mir einst diese Zeilen? Dem jungen Mann, der von W. nach Z. gegangen war?

*Sevenoaks/Kent, 25<sup>th</sup> May 19..*

*Lieber Christian,*

*Sie werden staunen, einen Brief von mir zu bekommen, und dazu aus einem Himmelsstrich, in dem Sie mich sicherlich nicht vermutet haben, wenn Sie mich überhaupt noch irgendwo vermuteten, denn dazu muß man sich ja im Sinn behalten haben. Von Tante Elfriede erfuhr ich Ihre jetzige Adresse.*

*Wie mögen Sie sich in der Großstadt fühlen!*

*Hoffentlich nicht zu allein unter den vielen Menschen; mir ging es öfter so, aber Sie haben gewiß leicht Kontakt gefunden.*

*Ich denke so gerne an unsere schöne Zeit in der Holdergasse; leider war sie ja für mich nur kurz und ging so unerwartet zu Ende.*

*Wissen Sie, warum sie mir auch so oft in Erinnerung kommt?*

*Ich habe ein Bildchen von einem Heckenrosenzweig auf meinem Tischchen stehen, das ich mir zufällig – oder nicht – einmal bei Tante Frieda in ein Buch gelegt hatte und das mir später wieder in die Hände fiel. Ihre Initialen stehen darunter!*

*In ... war ich seither nur einmal, als wir zu Weihnachten bei Verwandten in der Nähe waren. Zeit, irgend jemand von Bekannten aufzusuchen, war leider keine. Ich war auch noch zu schwach. Gerade mal in der Kirche. –*

*Manchmal wünscht man sich die Zeit zurück.*

*Glücklich war sie, wenn sie auch nicht so zu Ende ging.*

*Aber vorbei ist vorbei; es ist jetzt alles aus- und überstanden: es geht mir wieder recht gut.*

*Schreiben Sie mir mal, wenn es Ihre Verpflichtungen erlauben sollten.*

*Es grüßt Sie herzlich*

*Ihre Elke*

(Statt des i-Punkts war beim herzlich ein kleines Herz gesetzt.)

Er hatte damals den Brief in Händen gehalten, und eine lichte Freude, die auf sein ärmlich eingerichtetes Zimmer auszustrahlen schien, hatte ihn eingenommen; ja sogar das frühlingshafte Lichtviereck nach draußen hin, alles was er dort gesehen und gewußt hatte, den spärlich umlaubten Birnbaumstamm, die sonnenblitzenden Teer- und Ziegeldächer, die blaue Höhenweite zwischen Brandmauern und verputzten Hauswinkeln, war sinnbelebender auf ihn eingedrungen, die ganze Welt war ihm reizender, lächelnd, in schönstem Glanz erschienen, wert, sie zu durchwandern, zu bewundern; er hatte einen Drang in sich ausweiten gefühlt, sich mitzuteilen, und doch zugleich das Verlangen, den Briefbogen sorgsam gefaltet für sich an sich zu bergen, als eine stille Freudenquelle, die er mit niemandem zu

teilen gedachte, die keine dürren, gleichgültigen Worte ihm geringer machen sollten. –

Das fällt mir wieder ein, wie von einem Fremden, aber auch viel anderes darum, deutlicher noch, als es mir damals war. Wenn Bilder in uns, wie Epikur meint, mit der Schnelligkeit eines Gedankens entstehen, beim Hineinströmen in uns sich blitzschnell zusammensetzen, da ja eine körperliche Tiefe nicht ausgefüllt zu werden braucht, wie geschwind erst müssen Vorstellungen durch uns gehen, deren Urbilder in ihrem Abglanz ja schon einmal durch uns geflutet sind!

Dabei, so geht es mir, ist alles mit einemal wieder da; man fühlt und sieht das Ganze, wie man ein großes Gemälde, eine weite Landschaft ja als Gesamtheit aufnimmt, ehe man sie, wenn überhaupt genau, im einzelnen betrachtet. Wenn die Eindrücke vorwiegend gute waren, die man vielleicht auch aus einem Gleichklang, einer Stimmung heraus als solche erfaßt hat, überblenden sie in der Vorstellung alles, wie wir an einem lichtvollen Tag, von einem Berge schauend, ja auch das Leuchten und Sonnenschimmern in uns aufnehmen und irgendwelche fernen regnichten Schattentäler gar nicht wahrnehmen.

Aber die Langsamkeit des Schreibens mag neben den lichtgetroffenen auch die dunklen Stellen sichtbar machen – viele gab es nicht – wie sollte es –, ist mir die Holdergasse neun doch manchmal so etwas wie eine Zufluchtsstätte der Seele gewesen ...

Als ich den Brief bekam, war es ein Jahr her gewesen, daß ich in einer kleinen Lahnstadt gewohnt,

gelebt und dort nach langem Umhergeworfenwerden einen Bereich gefunden hatte, den ich, wie das im Leben wohl öfter ist, erst dann richtig zu schätzen und einzuschätzen wußte, nachdem ich ihn verlassen hatte und aus zeitlicher und räumlicher Ferne gleichsam *b e t r a c h t e t e*, wobei denn manches, was die damaligen Lebensumstände getrübt haben mag, als dem eigentlichen Bilde nicht gemäß und letztlich nur nebenher anhaftend wie eine beeinträchtigende Schicht auf einem alten schönen Gemälde entfernt war.

Ich hatte durch sonstwelche Umstände die Adresse einer älteren Frau erfahren können, die in ihrem Haus Zimmer an Studenten vermietete, und da ich mich dazurechnen durfte, war ich eines Tages, Koffer und Tasche mit meinen wenigen Habseligkeiten im Gasthof lassend, in dem ich übernachtet hatte, die Gasse über Kopfsteinpflaster und zwischen nahegerückten Giebelfronten hindurchgegangen, bis ich die Nummer neun gefunden hatte.

Ich stand vor einem kleinen, mit der Längsseite zur Straße gelegenen Haus mit einem vorgekragten Obergeschoß, aus dem über das Dach hinaus ein Mittelgiebel ragte. Die kleinen, aber der neueren Zeit angeglichenen Fenster spiegelten das Licht der Vormittagssonne wider, die durch morgenblaue Schattenküfte stattlicher Fachwerkhäuser in die Gassenenge hereinbrach.

Ich trat vor die Tür, die mit einem der Renaissance nachempfundenen braunen Holzrahmen umkleidet war, und fand, nachdem ich geklingelt hatte,

Zeit, durch ein bis zur Erde reichendes, gardinenverhangenes Fenster daneben in einen dunklen Raum zu blicken, an dessen Rückseite man in das lichte Grün eines Gärtchens oder umlaubten Hofes sehen konnte.

Fast wäre ich wieder gegangen, da sich im Haus geraume Zeit nichts rührte, bis ich dann doch einen abgesetzten, dumpfen Tritt eine Treppe herunter hörte, als käme jemand, der gehbehindert war, die knarrenden Stufen herab, und schließlich, als sich die Tür öffnete, drängte sich eine beleibte alte Dame in den Winkel.

Sie atmete etwas schwer, und obwohl zunächst ein Schatten von Ungeduld und Unwirschheit darüberzufliegen schien, welchen Eindruck eine auf- und abzuckende Warze über der Oberlippe noch verstärkte, glaubte ich dann von dem kurfürstlichen Gesicht mit einem Doppelkinn, dem nach dem Hals hin durch ein schwarzes Bändchen Einhalt geboten wurde, doch etwas von ruhiger, beherrscher Güte ablesen zu können, und das mochte an den Augen liegen, die einen unter einer breiten, von einer Kopfhaut verschatteten Stirn groß, dunkel und in fester Offenheit anblickten.

Als ich, verlegen genug, mein Anliegen vorgebracht hatte, bedeutete sie mir, ich solle ihr folgen, sie müsse vorgehen, und indem sie sich an dem glatten Treppengeländer gleichzeitig hochzog, bewegte sie sich in schwerem Rhythmus die schmale Treppe empor, und ich sah, wenn auch ein schwarzer, weiter Rock, den sie vorn anlüftete, so lang gehalten war,

daß er die Stufenkanten streifte, daß sie an einem Bein ein Leiden haben müsse.

Oben traten wir über einen kurzen, dunklen Querflur in ein längliches Zimmer mit alten Möbeln, und ich war nach dem dämmerhaften Aufstieg überrascht, welche grüngoldene Helle mir durch ein breites, geöffnetes Fenster entgegenwogte. Unten sah ich ein Grasgärtchen, das sich, von Ziersträuchern und wilden Büschen umgeben, bis zu einer hohen Mauer hin ausdehnte. Weiter zog es den Blick hin über glänzende Schieferdächer und die hervorschauende Fassade eines prächtigen Residenzhauses zu Laubhängen, wie sie aus der anderen Seite der Flußenge wieder in den sonnenbleichen Himmel aufstiegen. Die seidige Luft war von leisem Summen erfüllt.

Die alte Dame ließ sich auf einem Kanapee nieder, vor dem ein selbstgewirkter Läufer die Dielen bedeckte, zog den kranken, umwickelten Fuß auf die Liegefläche, und es dauerte nur kurze Zeit, bis ein schwarzer Kater sich hinter mir am Türrahmen entlangdrängte und sich ohne viel Zögern in den Schutz ihres mächtigen Oberkörpers schmiegte.

Ich wurde aufgefordert, mir einen Stuhl heranzuziehen, und nach einem gelösten und nach und nach immer vertrauter werdenden Gespräch machten wir das Wichtigste ab, welches Zimmer ich bekäme, die Miete und einige Lebens- und Hausregeln, leichte, wie es mir schien und wie es auch blieb. So war ich denn in Obhut gekommen.

In dem kleinen Haus, das, wie eine Schnitzzahl 1750 unter einer freigebröckelten Stelle der Giebelseite verriet, schon über zwei Jahrhunderte ausgehalten hatte, wohnten unter dem Schutz Tante Elfriedes, wie wir sie unter uns – und sie mag es wohl gewußt haben – nannten, zwei weitere junge Leute; im südöstlichen Giebelstübchen ein blonder, langer Student, den ich, als ich mein Zimmer noch nicht lange innehatte, nur akustisch kannte, von einer kurzen Begrüßung, bei der er mir Namen und Hauptstudienfächer genannt hatte, abgesehen.

Wenn er morgens, stets vor mir, von oben kam und auf Elfriede traf, hörte ich ihn meist einige muntere Sätze sagen, so laut und unbefangen, daß man sie im ganzen Haus hören konnte, hängte auch mitunter einen Spaß daran, der eigentlich nur wegen seiner Schlichtheit zu Lachen oder Schmunzeln reizte, sonst hörte man ihn kaum, da er des Abends und des Sonntagmorgens, wenn die Sonne schon durch sein kleines Fenster fiel, studierend auf seiner Stube saß, und obwohl ich ihn später als einen aufgeschlossenen, verständnisvollen und lebensfreudigen Freund schätzen lernte, trug er letztlich seinen einfachen Namen Ernst wohl zu Recht.

Oben im Zimmer zur Straßenseite hin wohnte eine Studentin, die schon in einem Alter war, daß man sie nicht unbedingt für eine solche gehalten hätte, eine Dame von einer rührenden Mischung aus Unbeholfenheit und Würde, und da sie uns des öfteren heranzog, ihr irgendeinen studienbezogenen Sachverhalt zu erklären, wofür sie uns jedesmal mit

Kaffee, Kuchen oder Zigaretten belohnte, bedauerten wir außerordentlich, daß sie, zumal sie amüsant zu plaudern verstand, das Zimmer aufgab, um einem uns Geheimnis gebliebenen Fremden auf seinem weiteren Lebensweg zu folgen.

Fast eine Woche lang war der Raum unbewohnt, und abends fiel der Schein der Straßenlaterne geisterhaft auf den geräumten Tisch.

Da schellte es eines Vormittags; ich hatte die Tür meines Zimmers, dessen Fenster zum Garten hin lag, offenstehen und wollte, auch weil ich dabei war, meine Tasche zu packen, Elfriede nicht vorgreifen; so wartete ich, still und nicht sonderlich erwartungsvoll, darauf, daß unsere Wirtin, die zufällig aus dem Keller kam, noch einen Besen umgekehrt in der Hand, die Tür öffnete – und da stand im flutenden Licht der Gasse ein Mädchen, schmal, schön, im lichten Schein eines hellblauen Kleides, über dessen Achselträgern ihr sonnendurchleuchtetes Haar herabfiel, und als sie zu sprechen begann und dabei etwas schüchtern zurücktrat, wurde mir auch die Schönheit ihres Antlitzes bewußt, das der Schatten des Türrahmens zunächst etwas verdunkelt hatte. Aus Märchen und schönen alten Geschichten war mir solch Bild vor Augen getreten, aber dies war anscheinend Wirklichkeit: Eine Märchenfee trat in unser altes, dunkles Haus und schwebte hinter unserer Elfriede die Treppe hinan. Den ganzen Tag über konnte ich es nicht erwarten, nach Hause zu kommen, und als ich vom Schloßplatzbogen die Gasse hinabging, schien es, als schwänden die dunklen

seitwärtigen Giebel, und unser Haus umgab ein eigentümlicher Glanz, den wohl nur ich sah.

Und s i e war geblieben.

Nach einiger Zeit trat eine gewisse Gewöhnung daran ein, daß solch ein feenhaftes Wesen unter unserem Dache wohnte, und die Verklärung, mit der ich Elke, wie sie hieß, zunächst gesehen hatte, schwand allmählich zu einem gemäßigeren Grade, unter den sie in meinem Fühlen freilich nie herabsank. Wenn ich bei anderen jungen Mädchen, Mitstudentinnen und anderen, bisher kaum Schwierigkeiten gehabt hatte, natürlich, lebhaft und leicht mit ihnen zu reden und umzugehen, ihnen ungezwungen, aus Studiengründen, aus Geselligkeit oder einfach aus gegenseitiger Sympathie, verabredet oder nicht, zu begegnen, spürte ich sonderbarerweise, wenn ich an i h r er Tür vorüberkam und s i e dahinter wußte, eine Beklommenheit, die ich mir nicht eingestehen wollte und die mich des öfteren auf mich selbst wütend machte. Manchmal wußte ich denn nicht, sollte ich wünschen, daß sich die Tür öffnete und ich ihr zumindest einen „Guten Tag“ sagen könnte, oder wäre es schöner, ihr geahntes Bild im Sinn, leise an ihrem Zimmer vorüberzugehen, einzig von der Vorstellung von ihr beglückt, ohne das ärgerliche Gefühl, sich wieder sehr linkisch benommen zu haben, sollte sie zufällig nun doch herausgetreten gewesen sein.

Es kam vor, daß der Ärger auf mich selbst in Unmut über sie umschlug, die ich irgendwie an meinem verunsicherten Reden und Verhalten, an meiner

seelischen Gleichgewichtsstörung für schuld erklärte, so daß ich ihr bärbeißig, rauh und mürrisch begegnete und jedesmal mit einer gewissen kalten Beglückung aus solchem Treffen hervorging, glaubte ich mich doch – wie ich es manchmal empfand – ihrer Zauberei wegen im Recht und meinte ihr endlich einmal freien Hauptes gegenübergestanden zu haben, welches Gefühl aber bald wieder in sich zusammenschlug, wenn mich hinterher in der Vorstellung ihre hellklaren Augen aus dem Schutze ihres herabfallenden Haares anlächelten, das sandfarbene die Assoziation zu Meeresstrand, Wellentreiben und beglückender zartblauer Unendlichkeit weckte; es war nichts zu machen; es war Zauberei im Spiele.

So lebten wir zwar unter einem Dach, aber letztlich sehr entfernt voneinander dahin. Es bestand ja auch keine Veranlassung, es anders zu tun.

Sie hatte das gleiche Hauptstudienfach, wenn auch einige Semester weniger, und es kam aus dem Wissen darum schon einmal vor, daß wir über ein Problem, eine gemeinsame Vorliebe ins Gespräch kamen; aber alles, was ich mir dazu gewiß lauter und innig genug lesend und betrachtend erworben hatte, kam mir dann ihren Sätzen gegenüber nichtig vor, als wenn hinter den einfachen Dingen, die sie sagte, eine unendlich anmutende, schönkühle Weisheit leuchte.

So ließ ich allmählich auch das bleiben und vermied es, mich von ihr über Sachverhalte und Erscheinungen, die über das Alltägliche hinausgingen, auf das Feld eines Gespräches führen zu lassen.

Allmählich war ich dann soweit, daß ich mein Gefühl ihr gegenüber, das wie ein verwirrend blühendes und duftendes Buschwerk in mir aufgesprossen war, auf ein biederes Maß zurückgestutzt hatte, und einige Beobachtungen und Erfahrungsbeobachtungen sollten mir zustatten kommen, daß aus dem Wurzelstock nicht zu unregelmäßige Triebe drängten. Auf diese Weise ließ sich in unserem Haus aus der Sturm- und Drang-Zeit in erforderlicher Gemütsruhe leben.

Jetzt – unter dem Einfluß der eigenerteilten Ataraxie – freute ich mich sogar mit ruhiger Heiterkeit, ihr zu begegnen, ihr kurz etwas Lustiges zu sagen, vielleicht auf ihren Wunsch eine Zeitschrift mitzubringen, einmal überdies einen Feldblumenstrauß vor ihre Tür zu legen, dafür anmutigst bedankt, allerdings gab ich vor, das seien die gewesen, die nicht mehr in die Vase gepaßt hätten, wobei ich natürlich verschwieg, daß mir beim Pflücken der Gedanke an sie die Hand geführt hatte.

Wenn ich früher der Hohen Minne bei all ihrer Schönheit, die sich darin zum Ausdruck trieb, im Innersten skeptisch ferngestanden hatte, jetzt war mir halbwegs einleuchtend, wie das gemeint gewesen sein könne.

Dennoch glückte es mir über allem Bemühen, mich wieder in die Hand zu bekommen, sicherlich nicht immer genug, eine Portion Befangenheit und Blödigkeit zurückzudrängen, wenn Elke mir zu Gesicht kam, was mich andererseits auch beruhigte, indem ich mir sagte, sie müsse mich wohl für einen argen Trottel halten, und wie ich mich auch hielte, es

wäre nicht viel zu verderben. Was sollte sie auch mit mir?

Ich studierte weiterhin mit Interesse, nicht aber mit Ehrgeiz, besuchte fast alle Vorlesungen, zu denen ich angehalten war, regelmäßig und vertiefte das Gehörte und Besprochene in genügend vielen abendlichen und nächtlichen Stunden.

Meint man in der Jugend sowieso, man habe eine unbegrenzt zur Verfügung stehende Zeit vor sich, so kam im damals Gegenwärtigen noch dazu, daß mir die Art meines Studiums einige Muße ließ; daß ich mich darüber hinaus um fast nichts zu kümmern brauchte, was später einem in Beruf und Familienpflichten Gebundenen große Teile seines Tages beansprucht. Mein Zimmer, das ich bis auf einige herumliegende Bücher reinlich und ordentlich hielt, wurde mir aufgeräumt und saubergehalten; ich war anspruchslos und bedurfte keiner großartigen Essensvorrichtungen; zudem war ich einsam und nie ernsthaft gebunden, so daß ich außer, hin und wieder Briefe zu schreiben, auch in der Beziehung – vielleicht leider – aller Verpflichtungen frei war. Zieht man die Stunden ab, die in einer Art elegischer Versunkenheit und Erinnerungen an einen scheinbar unwiederbringlichen Lebenseinklang dahingingen, so hatte ich eigentlich genug Zeit für das, was man später „Selbstverwirklichung“ nennen sollte, war aber bewußt und unbewußt immer in Zusammenhang mit dem Ganzen, den Mitmenschen, auch wenn sie einem persönlich gar nicht bekannt waren. Mit Eigenbrötlerei oder gar Egoismus hatte das nichts zu tun.

Es war aber wohl ein Hang, sich etwas fernzuhalten; so hatte mich auch die Welt gemacht.

Seit meiner Kinderzeit hatte ich, wenn man von den schrecklichsten und verworrensten Tagen absieht, immer irgend etwas besessen, womit man zeichnen und malen konnte, und so hatte ich bald einen neuen Zeichenblock, Bleistifte, Wasserfarben und andere Malerutensilien. Oft genug ging ich damit ins Freie.

Manchmal überkommt einen wieder der Abglanz jenes Gefühls, wie es vielleicht in jener Stärke, wie es gewesen, nie wiederkommt; wenn man morgens nach einer ruhigen Nacht aus der kleinen Tür trat in die leicht feuchte Wärme der sonnenrauchenden Gasse, in die die samtene Schatten fielen: auf die Kopfplastersteine, die tieferen Hauswände, in denen die Fenster offenstanden vor einer anheimelnden, fast feierlichen Dunkelheit der Gemache, wo von irgendeinem hinteren Durchlaß her flimmernde Grünsprengel leuchteten; wie auch die Blumen aufschienen in den höheren Fensterkästen, die das volle Licht bereits erreicht hatte.

Und so ging ich durch die Gassen hinaus auf die weite Sommerhelle, die zwischen Giebeln und Dachfluchten hereinbrandete.

Es lag alles vor einem, nie gesehen, unerwartet, ungewiß, reizend unbekannt; das Leben glich einem Märchen, das noch gar nicht erzählt war; vor einem lag die Zeit, die Welt mit ihrer ganzen noch zu erfahrenden Prächtigkeit, wie man meinte. Dann, wenn ich den flimmernden Fluß überschritten und die letz-

ten barockgelben Häuser hinter mir gelassen hatte, durch Waldschluchten, Laubbögen und Heckenpfade hinaufgekommen war auf die jenseitigen Höhen, saß ich oft, den Zeichenblock auf den Knien, in summender Einsamkeit, schaute hinüber auf die morgenweiche Silhouette der Stadt und malte doch nichts, weil mich die Schönheit fast lähmend gefangen nahm, so daß ich übervollen Herzens nur schauen konnte, schauen, und hätte doch etwas festhalten sollen davon, von diesem Schönen, weil ich ja erfahren hatte, wie schnell einem alles vergehen kann.

Aber in Gedanken entstanden mir die großartigsten Gemälde in allen Stimmungen und Beleuchtungen des wechselnden Tages, auch des trüben, des farblich oft so viel wundersameren. Ging dann jemand des Weges und näherte sich, neugierig zwar, aber schüchtern dem vermeintlich entstandenen Kunstwerk, so konnte ich oft nur verlegen ein leeres Blatt vorweisen, wobei ich mich aber damit herausredete, ich müsse noch viel oder einiges überdenken.

Ich kannte damals noch wenig von den Meisterleistungen der vielfältig bereits gewesenen Richtungen und ihrer Einordnungen, was von Vorteil sein konnte; war es so doch möglich, aus einem unverstellten inneren Freisein heraus Kunstschöpfungen, die dem Zeitgeist nicht mehr genehm waren, in unbefangener Weise in sich aufzunehmen, ohne das Raster vorzusetzen, das allerorten feilgeboten wurde. Mir war bedeutsam, was m i r bedeutsam wurde.

Der Bereich, den wir der Seele zuordnen, lag noch weithin unberührt, in Erwartung, allem freund-

lich bereit offen und nur von Morgenglanz erfüllt wie ein uneingeräumtes Hochzeitszimmer; so war auch die Welt vor einem noch unerschlossen, geheimnisvoll unbekannt, voller gehannter Wunder und zu erlebender unerhörter Begebnisse und wunderbarer Erfahrungen, einem sich weiter und weiter dehnenden Tale gleich, das man bis zu einer Unendlichkeit hin freudig durchwandern zu können glaubt.

Nach der Zeit, in der Macht, Kraft, Entscheidungsstärke als Großes in Ruf stand, hatte man die Bildung von Geist, Gefühl und abwägendem Denken wieder zu Erstrebenswertem erhoben.

Wie recht uns das war! Wie gern wir, wie man uns in Eigenständigkeit und Einmaligkeit sah und gelten ließ, das mit Zugeneigtsein auch bei anderen gern und mit geöffnetem Sinn, weitem Verständnis mitempfanden!

Diese Gestimmtheit wurde durch Geist und Fühlen reizende, anfachende oder bedächtig weit und tief reichende Gedanken und Vorstellungen, wie sie Studium und die es Befördernden, auch die im Mit- und Untereinander, uns boten, noch erhöht; es wäre gewiß des Strebens wert, in Gesamtheit aller mit allen so fühlend zu denken, zu wirken, zu leben – doch die Verhältnisse sind oder wurden anders.

Vieles ist dahin, geschwunden, vielleicht sogar verschwunden – das Gefühl für Wertsein in Gegenseitigkeit, die Bedeutung des Unbedeutenden –, aber das mag die Klage sein aller Altgewordenen – von jeher.

Oft fragt man sich: Wozu das alles? Wird es doch mit Skrupeln oder Laxheit verwechselt.

Fast fällt es mir schwer, nach bitteren Worten, mich wieder auf dem Hügel sitzen zu fühlen; aber der alte Geist kann Gott sei Dank immer wieder wach werden. Der Nachmittag verging. Einige Eindrücke, Strukturen der Landschaft hatte ich doch festgehalten, mehr zeichnend gefühlt, mehr innerlich aufgenommen, als es die karge Zeichnung durchscheinen ließ; die abfallenden Hügelwellen, die wegsinkenden Baumkronen und Buschreihen vor dem ahnbaren, feuchtschattigen Tal, aus dem die gassendurchfurchte Dächerflur, der Haubenturm der Schloßkirche, die Giebel und Türme der Residenz aufstiegen, ihre rotsamtenen Schieferschrägen, die Simse, Lisenen und Fensterumrahmungen, die dem Abendlicht ihr eigenes Sandsteinrot boten im mild gewordenen Weiß der Mauern ...

Da sah ich auch das Haus, zu dem ich das Tal hinab über die Fußgängerbrücke und durch die Nachwärme der Gassen zurückwollte.

Das Erfülltsein war es vielleicht, daß ich meine Skizzen und Bilder für wertvoller hielt, als es mancher Betrachter zu erkennen gab.

Während meines Umherstreifens verweilte ich auch vor anderen Anblicken, die mich berührt hatten, um sie zu zeichnen; seltsamen Felsengruppen, Wurzelgedränge, Bäumen von eindrucksvollem Wuchs und eigenem Schicksal, Blumen, Blütenzweigen und Mauerresten, und all dies verstand ich in einer Symbolhaftigkeit festgehalten und wähte eine

allgemeinere Bedeutung darin. Einigen, die mir zu meinen Werkchen Erklärungen abnötigten, sahen sie danach mit anderen Augen; andere würdigten sie von selbst; vieles wirkte damals ohne Verschlüsselung, Verfremdung, effektvollem Reiz aus sich selbst, vielleicht, weil wir noch mehr mit eigenen Augen sahen, den einfachen Dingen noch näher waren.

Einesteils freute ich mich, wenn mich jemand bat, ihm eine Zeichnung zu schenken, aber es ging mir doch oft ein Stich durchs Herz, wenn ich mich von ihr trennte, weniger allerdings, wenn ich sie Menschen geben konnte, die sich herzlich ungebrochen daran freuten, und das waren oft einfache Leute, welche Bezeichnung ja durchaus etwas Ehrendes hat.

Die Sonne schien nur noch von den höchsten Schornsteinen zurück, als ich wieder in die braune, anheimelnde Dämmerung des alten Hauses trat.

Die Plauderstunde in Tante Elfriedes Wohnstube war nicht die letzte geblieben; zwar hätte sich der Umgang mit ihren studentischen Mietern auf reine Hinweise, notwendige Mitteilungen, die das Mietsverhältnis betrafen, beschränken können – kleine Ermahnungen hätten wir geduldig hingenommen, jeder die seinen –; aber ihr war darüber hinaus etwas Mütterliches eigen, dem man sich oft schwer entziehen konnte, meist auch nicht wollte, weil man bei manch barschem Zug, den sie an sich haben konnte, doch immer die große Güte spürte, die dahinter steckte; besonders, wenn man sich vermeintlich ungerecht mit einer unverhüllt ausgesprochenen Miß-

billigung beschert sah und sich dagegen verwahrte, so gut es ging; war es doch oft so, daß sie einen nach einer kurzen und quälenden Spanne Zeit, in der sie einem in ihrer Unsicherheit fast leid tun konnte, an ihre mächtige Brust zog und „Es war nicht so böse gemeint, Bubche“ oder etwas Ähnliches zum Trost sagte. „Ich bemoralisiere niemand“–, das war zuweilen ihr Endspruch, obwohl sie es, wenn’s irgendwie paßte, doch wieder versuchte. Aber sie hatte meistens sicherlich recht; wer sie aber nicht kannte und ihr nichts nachsehen wollte, mußte leicht etwas versteckt Bestimmenwollendes in ihrem Wesen wittern, aber das war, wie ich es empfand, aus einem tief gefühlten Gewiesensein gespeist, daß Helfen, Schlichten, Eingreifen ihr bestimmt sei, wenn’s danach nötig aussah.

Sie war nie verheiratet gewesen, obwohl man das merkwürdig finden konnte, wenn man die braunen, auf gelbliche Pappe geklebten Photographien betrachtete, die sie, wie sie beim Hervorholen eines stabilen Kartons unter Lachen angemerkt hatte, in ihrer Frankfurter Sturm–und–Drang–Zeit zeigten: Ein schlankes, aber kräftiges junges Mädchen, schön zu nennen, in dunklem Rock, der, unten weit und fast bis zum Boden reichend, die Hüften eng umschloß; mit einer in Streifen gefälten Bluse, aus deren hochgeschlossenem Rüschenkragen sich ein von braunem Haar umwalltes Antlitz, man muß schon sagen: emporhob.

Das Halbprofil ließ eine fast unmerklich gebogene Nase über scharf gezeichnetem Mund deutlich

werden, dem eine leicht aufgeworfene Oberlippe wiederum eine gewisse Weichheit verlieh. Die Warze, stellte ich, im stillen in mich lächelnd, fest, hatte sie aber schon.

Bis in „hohe Mädchenjahre“ sei sie sehr behütet gehalten worden, das habe sich dann aber hinterher „etwas gerächt“. Verehrer? Genug, daß dem Herrn Papa die „angelegentlichen Besuche“ nach einem Ball oft lästig wurden. Aber mehr sagte sie nie.

Ich konnte mir vorstellen, daß sich ihr meist selbstbewußte, stattliche Männer zu nähern gewagt hatten, die, gewohnt, zu beeindrucken und den Ton anzugeben, sich angesichts ihrer freundlich-selbstgewissen Art, entweder weil sie sie nicht anzuerkennen vermocht oder doch nicht genügend Stärke hatten, neben solch eindrucksvoller Persönlichkeit bestehen zu können, von ihr zurückgezogen hatten; und so ein einfaches Bürschchen hatte es wohl nicht gewagt, sich ihrem Herzen zu nähern, und hätte es doch so gut bei ihr gehabt.

Das war sie nun, die einst strahlende Elfriede, wie sie ihre Bilder, unter denen auch eines aus ihrer „Hausdamenzeit“ war, wieder zusammenlas, sorgfältig in dem Kasten barg, auf ihren Stock gestützt zum Vertiko ging, sich unter leichtem Schnaufen und „Hilf mir mal, Bubche!“ bückte und die alte „Mädchenherrlichkeit“ wieder an ihren Platz stellte. Oft, wenn das Wetter es zuließ, standen bei solchen Gesprächen die Fensterflügel offen; die hohe Sommernacht war über Haus und Garten, Stadt und Tal aufgedunkelt, und es war, als hörte man durch die

leise hallende Weite auch den Fluß dahinziehen, wie er sich an den Pfeilern der alten Zollbrücke brach.

Neben der Theosophie war ihr Lieblingsgebiet, ihr Zaubergarten, in dem sie sich gleichsam erging, das alte Frankfurt ihrer Jugend und das zurückliegende, und sie nahm es mit Goethe, daß es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre sei, als Frankfurter geboren zu sein. Manchmal schien es mir, sie verbinde beides, Reinkarnation und alte Reichsstadtzeiten, auf geheimnisvolle Weise. Viel gäbe ich darum, hätte ich ihre Schilderungen aus alter Zeit noch im Ohr, aber eines blieb: Mir, der ich Frankfurt noch kaum kannte, war die Stadt eine Schwester Athens oder des schönen Florenz, eine Stadt voll engschattig-heimlicher Gassen und sonnig-strahlender Straßen, mit Leuten, die statt eines Parapluies nur einen Sonnenschirm brauchten, wenn sie ausgingen.

Mit den Lebensverhältnissen der Goethischen Familie am Hirschgraben schien sie aufs intensivste vertraut, was man nicht aus eingehenden Schilderungen, wie sie das Haus kannte und darüber gelesen hatte, sondern oft nur nebenher aus eingestreuten Bemerkungen ahnen konnte. Mit der Frau Rat, wie sie sie nannte, war sie fast schwesterlich verbunden, ja manchmal konnte ich mich für Augenblicke dem seltsamen Eindruck nicht entziehen, daß sie fast in die ihr so nahe Persönlichkeit einschwand; so sehr schien sie sich in deren Wesen eingefühlt und eingelebt zu haben, daß man kurzzeitig nicht wußte, wer da nun redete, so weit konnte die Identifikation ge-

hen, aber, wie gesagt, nur für Augenblicke; und da ich von dem guten Geist des Hirschgrabens noch nicht allzuviel wußte, kam es mir, der ich einer heraufbeschworenen Szenerie phantasievoll offen war, vielleicht auch nur so vor; ihr Frankfurterisch mag dazu beigetragen haben. Es lag ständig irgendein Goetheband sichtbar an einer passenden Stelle in ihrer Stube, auf dem Tisch, dem Fensterbrett, der Blumenbank, ein dunkelgrüner Klein-Oktav-Band mit reliefartiger Deckelprägung und goldgebändertem Rücken. Er stammte aus einer Gesamtausgabe, die sie unten in einem der großen Bücherschränke aufbewahrte, in einem ebenerdigen Zimmer, das zur Straße hin ein tief herabreichendes Fenster aufwies. Es war mit einem dichten Store verhangen und wurde nie geöffnet. Hin und wieder hatte sie mir den Schlüssel zu diesem Zimmer gegeben, was ich als besondere Auszeichnung auffassen mußte, da sie von diesem Raum mit den vielen ererbten und erworbenen Büchern wie von einer Art Weihestätte sprach. Da konnte ich dann stundenlang in den Bänden, die mein Interesse fanden, blättern und lesen; nach vorne hin sah ich das Leben auf der Gasse, das mich aber nur gedämpft erreichte; durch das hintere Fenster grünte das Nachmittagslicht über den Garten herein. Oft fand ich Zettel und Anmerkungen in den Büchern, erkennbar meist als von ihrer Hand, und so wußte ich, sie habe darin eifrig gelesen, wenn sie jetzt auch wohl vorwiegend dazu dienten, bei ihrem Anblick ihr Herz zu erwärmen.

Zuweilen, wenn sie meine Zeichnungen und Aquarelle betrachtete, die sie meist sehr lange ansah, so daß ich oft etwas gequält dasaß und auf einen wenigstens kurzen beurteilenden Satz von ihr wartete, deren mehrere meist, aber nicht immer freundlich ausfielen, kam ihr auch die benachbarte Wetzlarer Gegend in den Sinn.

Der „Werther“ war mir damals nur stellenweise bekannt, da ich bisher dem Rat eines alten Lehrers gefolgt war, ihn erst dann zu lesen, wenn ich reif genug dazu sei; wann das einträfe, hatte er mir vergessen zu sagen, und so hatte ich das Lesen immer wieder hinausgeschoben, und dieser Teil der Welt lag mit vielem anderen, was einem noch verborgen war, unsäglich reich und der Wunder voll, wie eine ferne, in rosig durchschimmertem Nebel gehüllte Insel vor mir; die Ausfahrt ins Unbekannte stand noch bevor. Welch schöne Zeit!

Vielleicht war es, dieses Unbekannte noch zu bewahren, weshalb ich meine Streifzüge nicht allzuweit über die östlichen Waldzüge hin ausdehnte, zumal es auch zu weit gewesen wäre, die Gegend zu Fuß zu erreichen oder in sie zu geraten, hatte doch früher noch eine alte Grafschaft dazwischen gelegen.

Wenn in Seminaren, wie der Zufall es wollte, die Rede auf den „Werther“ kam, wußte ich, um nicht zu stumm zu bleiben, bei passender Stelle irgendeine einprägsame Bemerkung Tante Elfriedes anzuführen, die erstaunte Anerkennung oder auch Kopfschütteln hervorrufen konnte, und ich war froh,

wenn man darüber schwieg oder sich über sie so zerstritt, daß ich nicht weiter zu antworten brauchte.

Einmal rettete ich mich damit, daß ich den Brief vom 10. Mai, der mir der Inbegriff des ganzen Buches dünkte, fast vollständig hersagte, was bei vielen Bewunderung erregte. So hatte ich unserer tüchtigen Wirtin über zahlreiche Tassen Kaffees, die ich ihr aber in Abständen durch ein eigen gekauftes Päckchen ungemahlener Bohnen zu vergelten suchte, manches zu verdanken.

Ich hatte ihr auch einige Zeichnungen überlassen; nur eine, die mir besonders am Herzen lag, war mir, als ich eine Mappe bei ihr vergessen hatte, nie wieder aufgetaucht, wie ich nach einiger Zeit erst bemerkte. Ich bat sie inständig, sie mir zurückzugeben, sollte sie aus Versehen zwischen die abgesonderten geraten sein. Sie sah mich aber so offen wie immer an und versicherte, sie habe sie auf keinen Fall, wobei ich allerdings einen schalkhaften Nebenblick aus ihren Augenwinkeln zu bemerken glaubte, aber im Hause müsse sie bestimmt sein und finde sich, wenn man ein offenes Auge habe, gewiß wieder.

Schon deshalb, weil sie einmal von meinen unten im Zimmer herumliegenden Papieren ein Blatt – es stand etwas über ihren Mohrle darauf – an sich genommen und sich abgeschrieben hatte, was sie mir offen, wenn auch leicht verlegen mitgeteilt hatte, war ich geneigt, ihr zu glauben.

Aber die Zeichnung fand sich dennoch nicht.

Es war die Zweigspitze einer Wildrose, aus deren gefiedertem Grün zwei Blüten hervorsahen, die eine

bereits geöffnet und einer noch halbgeschlossenen zugewendet, die ich mit besonderer Sorgfalt gemalt hatte, um ihren jungen Schmelz und die duftige Zartheit, mit der sich ihre durchschimmerten Blütenblätter noch ineinanderhüllten, zu erfassen.

Manchmal, wenn ich in die Stube unserer Hausherrin gekommen war, hatte Elke bei ihr gesessen; ich erblickte sie immer lichtumflossen, wie es die gegebenen Raumverhältnisse auch nur zuließen; für mich aber schien es gar nicht anders möglich.

Saß sie, wenn schon die Lampe eingeschaltet war, in ein Buch auf ihren Knien vertieft, und schaute, eine Haarsträhne von ihrer Wange streifend, mit ihrem schmalen Gesicht fragend zu mir empor, meinte ich meinen Wortschatz und mit ihm die Fähigkeit, irgendwelche sinnvollen Zusammenstellungen damit vorzubringen, in Tiefen hinter mir versunken, und ich kam mir in einem „tumben Wahn“ befangen vor; mit irgendeiner Frage nach einer Kleinigkeit zog ich mich dann wieder zurück.

Manchmal war sie es auch, die nach einigen belanglosen Worten, die wir noch wechselten, einen Grund nannte, gehen zu müssen. Ich hatte meist auch nicht viel Gescheites zur Unterhaltung beigetragen, die zunächst entstanden war. „Wir haben gerade von Ihnen gesprochen“, sagte Tante Elfriede einmal, und mir trieb das die Röte ins Gesicht, denn was sollten sie schon von mir gesprochen haben?

Ich redete von diesem und jenem, merkte aber, daß sie nur halb hinhörte; ihr ging noch etwas im Kopf herum, was sie loswerden wollte; ich kannte

das schon und schwieg. „Sehen Sie“, sagte meine kluge Wirtin, „man ist als Mensch und Persönlichkeit ja nicht, wer und wie man im Augenblick, in einer kürzeren Zeitspanne sein mag. Zu einem Menschen gehört ja immer sein Davor, sein ganzes Umfeld, seine Fühl- und Denkweise, die ja viel zwangsläufig Verborgenes enthält, was sich alles – und auch nur zu einem gewissen Grade – nur innig Einfühlsamen erschließen kann, Menschen, die tiefer, verständnisvoller, vielleicht auch liebender sehen“ – und dabei lächelte sie etwas undurchsichtig –, „vom Dahinter, noch zu Erwartendem wollen wir nicht sprechen; dazu gehört Phantasie, Vorstellungskraft, mit der man vom gewordenen und gegenwärtigen Menschen auf sein Weiteres schließt, auch ob mit ihm auszukommen wäre, welche Frage ja für manche die ist, mit der man sich einer Person mit einer verhältnismäßig großen Erfassungsbereitschaft nähert ...“

„Das ist schön“, sagte ich, aber bald so gediegen gesagt, daß man es besser schriftlich hätte.

Sie wußte nicht, ob sie meine Bemerkung nicht als ironisch auffassen sollte, und runzelte leicht die Stirn. „Doch, doch“, beeilte ich mich zu versichern, „es ist schön!“ So fuhr sie fort: „Da hat nun einer seine Lebensbahn hinter sich und liegt abgehärmt, von Todesblässe gezeichnet, als jämmerliches Häufchen Elend auf seinem letzten Lager, vielleicht noch wirr im Kopf geworden; ist er das aber, der Mensch in seinem ganzen, also auch bisherigen Selbst? Dieser Mensch, wie er in seinen letzten Augenblicken erscheint? – Nur wenige haben das Glück, aus einem

großen Leben auch groß zu scheiden. – Er ist ja das, was er auch vorher gewesen ist, wie’s dann ja der Pfarrer auch so schön zusammenfaßt. Er ist das gewesen, wie er sich in seine Lebenstage geprägt hat.

Eigentlich ist er sein Lebelang vom Augenblick her auch nicht faßbar, der Mensch. Was er g e w e – s e n ist, auch, was er hätte sein können – ich meine, in seinen Anlagen –, ist er eigentlich; und so ist er im Grunde zu jeder Stunde seinem Tode nahe, denn, was er ist, war er. – Sein Glück, wenn er für längere Zeit in den Gedanken anderer, im erinnernden Gespräch noch anwesend bleibt –, einmal aber wird er auch da wie ein ferner und ferner verschwindendes Licht vergehen.

Aber werden wir nicht zu ernst. Das wollte ich Ihnen ja gar nicht sagen; nur, daß man jemand ist, wenn es einem manchmal auch nicht so scheinen mag, weil man zuweilen durch einen Schock, durch einen Angstangriff auf die Seele oder durch das Wahrnehmen von etwas, was einem als Erhabenes, nicht faßbar Schönes, glänzend Großes vorkommt, so beeindruckt ist, daß man selbst seinen ganzen Hintergrund verliert, wie gerade erst auf die Welt gekommen ... aber da ist auch etwas Gutes dran – zu Höhe gelangt man erst durch Täler. Aber verlier dich net, Bubche! Du bist ja wer.“ Ich schwieg, fast gerührt. Was hatte ich nicht für eine schlaue Wirtin! Und so beredt!

Aber sie fügte noch hinzu:

„Ja, über so was habe ich auch mit Elke gesprochen; sie brachte mich, ich weiß gar nicht wie, darauf, das vernünftige, liebe Mädchen.“

Und da hatten sie mich einbezogen, wer weiß, wie. Ich war ja selbst grüblerisch genug veranlagt, und jetzt zerbrachen sich noch andere über mich den Kopf.

Hatte ich ihr die ganze Zeit erstaunt und mit Kirchenbankmiene zugehört, so wurde ich jetzt fast ärgerlich. „Wer sind die eigentlich, mit denen sie immer Tennis spielen geht?“ fragte ich unvermittelt.

„Der eine ihr Bruder – er ist öfter hier –, der andere ein Freund.“

Ich schwieg.

„Von ihm“, setzte sie hinzu.

„Tennispielen müßte man können“, sagte ich unbedacht, hoffte aber sogleich, sie würde „Nit so wichtig“ sagen, aber: „Man kann es lernen“, hörte ich.

Das auch noch.

Dennoch, sollte der andere in ihrem Sinn sein, war ich doch wenigstens in ihrem Denken. Vielleicht kam ich in ihren Augen ja doch nicht so schlecht weg, dennoch bestärkte mich ihr Verhalten – sie hätte ja wenigstens ein bißchen bleiben können, bis ich meine Verwunderung überwunden hatte – wieder in einem gewissen Trotz ihr gegenüber, weil ich nicht willens war, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, was sie von mir denken mochte.

Ich ging ihr, so gut ich es einrichten konnte, noch bewußter aus dem Weg; andererseits wunderte ich

mich, wenn sich das nicht hatte vermeiden lassen, aus einigen Bemerkungen von ihr entnehmen zu können, wie gut sie über mich Bescheid wußte; darüber wurde ich nur um so bärbeißiger oder bildete mir wenigstens ein, es gewesen zu sein.

An einem heißen Tag, die Semesterferien standen vor der Tür, hörte ich am Nachmittag wieder die jungen Männer vor der Tür reden und zu ihr, die sie die beiden offensichtlich schon erwartet hatte, die Treppe hinaufgehen.

Ich sah sie dann mit Tennisschlägern unterm Arm zu einem in der Marktgasse abgestellten Sportwagen gehen; einem hing sie im Arm und lächelte ihn, den Kopf leicht zurückgebogen, lieblich an. Warum nicht?

Aber am Abend schrieb ich ein furchtbares Gedicht:

*Jetzt ist mein Herz ein Abnensaal  
voll tiefer schauerlicher Ruh;  
zwei Diener tragen weg dein Bild  
und hängen es mit Tüchern zu.  
Da stehst du nun, verlorn'ne Lieb',  
umschauert von Vergessenskühle.  
Manchmal erbellt Erinnerung  
die Rumpelkammer der Gefühle.*

Ich wußte selbst nicht genau, ob sie damit gemeint sein könnte, und glaubte, es sei mir nur so eingefallen. So sollte es bleiben. Ich fühlte mich wieder frei und munter.

Die Semesterferien rückten heran und außer, daß man von einer noch einmal aufbrandenden Woge letzter Betriebsamkeit erfaßt wurde – man mußte sich Semesterabschlüsse bescheinigen lassen, letzte Anwesenheiten waren vonnöten, fragte nach Studienmöglich- und Notwendigkeiten mit den dazugehörigen Werken für die lange Sommerprivatzeit –, stellte man sich auf eine noch verhüllte, aber erlebnislockende Zeit ein, sinnlich vergleichbar dem glastenden Schimmer, wie er zart, aber undurchsehbar über Waldzügen und fernen Tälern lag, auf die ich, soweit mir die Zeit reichte, immer noch zuwanderte.

Unser sommersprossiger Student, mit dem mich bisher eigentlich nicht mehr als freundliche Begegnungen verbanden, machte sich, nachdem er schon am Vorabend seinen Koffer zum Bahnhof gebracht hatte, mit sorgsam gepacktem Rucksack und großer Reisetasche eines Morgens auf die Reise nach Hause. Ich war, als sich er fröhlich zum Fenster hinauf verabschiedete, zur Tür gekommen, um ihm gleichfalls Adieu zu sagen. In der Nacht hatte es geregnet, jetzt aber blitzten die Kopfsteine in der Frühsonne, die vom Markt her über die schattenstillen Giebel fiel. Als ich ihn um die Gassenbiegung verschwinden sah, wobei er sich, winkend, noch einmal zurückwendete, konnte ich mich eines Seufzers nicht enthalten. Ich konnte nirgendwohin fahren.

Als ich am Abend vom Institut zurückkehrte, wo ich einer rückenleidenden Professorin kleine Besorgungen abgenommen und Anweisungen für etwaige

Ferien erledigen erhalten hatte, war Elke abgeholt worden; ein Auto war vorgefahren, mit einem jungen Herrn am Steuer, und hatte sie wohl zu dem ländlichen Anwesen ihrer Eltern gebracht, auf dem sie, von dem sie aber nicht lebten. Näheres wußte Tante Elfriede auch nicht, aber das war ja eigentlich auch genug. Ich setzte mich erst einmal in den abendmildem Garten und dachte nach.

Ich hatte mir schon vor dem Semesterschluß durch einen Studienfreund, der in einem der benachbarten Dörfer wohnte, eine Arbeitsstelle auf einem für dortige Verhältnisse mittleren Bauernhof besorgen können; das war Arbeit, die ich meiner ländlichen Herkunft wegen am besten verstand. Da waren nun einige merkwürdige Zusammenhänge, wie man sie mancherweise in alten Romanen erfunden glaubt.

Die Bauersleute hatten einen Gehilfen, der für Vieh und alle nötigen Arbeiten aufkam; ihr Sohn aber arbeitete im Dorf und seiner Umgebung als Dachdecker, was ich nicht recht verstand; sooft er konnte, kam er jedoch zu helfen, und seine kräftig-volkstümliche und verständnisvolle Art machte ihn mir zum Freunde.

Von ihm erfuhr ich, daß seine Schwester in einer entfernten Stadt als Goldschmiedin arbeitete, und als ich ihm von unserem Haus in der Holdergasse und seinen Bewohnern erzählte, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß er Elke über seine Schwester im entfernten kannte, aber sehr viel mehr wußte er auch

nicht, obwohl sogar von weitläufiger Verwandtschaft die Rede war; ich fragte aber nicht weiter danach.

Ich wäre gerne da geblieben, aber es kam eine Woche so schlechten Wetters, daß ich kaum zu richtiger, durchgehender Arbeit kam; auch lagen die Ackerstücke so weit auseinander und waren zudem klein bis zum Zwickel, daß allein mit dem Treckerfahren viel Zeit verging; so fragte ich mich, ob ich bei den guten Leuten überhaupt ruhigen Gewissens einen Verdienstanspruch anmelden könnte. Deshalb stellte ich mich eines Nachmittags schweren Herzens in der Küche ein und sagte der alten Bäuerin, daß ich, da ich ja niemand hätte, der mir etwas zum Studium dazugebe, mir eine andere Arbeit suchen müsse; ich sei ja auch nur eine Last für sie. Aber da schaute mich die tüchtige Frau fast gottsjämmerlich an, und ich solle doch bleiben, wie gut ich doch Heu machen könne – einmal war uns das bei blauem Himmel über der Waldwiese doch gelungen – und was noch mehr, daß ich fast weich geworden wäre.

Ich sagte dann aber doch herzlich, ich wolle mein Geld nicht mit zum Himmelschauen verdienen, womit ich das Wetter meinte, und auf die Frage, was ich denn nun bekäme, sagte ich:

„Nichts.“ Mit der Unterkunft und dem Essen sei doch alles genugsam abgegolten. – Es war ja auch schön gewesen in der alten Gesindestube mit dem Taubengegurre überm Dach. – Das wollte der guten Frau nun gar nicht in den Kopf. Ich solle mir wenigstens noch Eier, Wurst und Kuchen holen; weil ich das aber nach vielen verflossenen Jahren noch

nicht getan, weiß ich mir dann auf der Welt doch wenigstens eine Stelle, wo ich noch ein kleines Kapital habe.

Ich ging darauf zu einem Putzer, der ehemals Stukkateur gewesen war, und nach kurzer Zeit des Einlernens konnte ich ihm so zur Hand gehen, daß er mich behielt und sogar ein Kämmerchen für mich fand, daß ich nicht jeden Tag mit der Bahn hin- und herfahren müsse.

Da gäbe es eine Menge zu erzählen von all den schönen Häusern, in denen wir die Räume glatt verputzten, aber das Schönste war doch, wenn sonnabends und sonntags eine Kirmes in der Nähe gefeiert wurde. Da fuhr ich nicht nach Hause, wie ich unsere Holdergasse neun nun schon nannte, sondern ging nach der Arbeit, fein gewaschen und mit dem besten und einzigen Anzug, über die Feldwege dahin. Geld hatte ich jetzt, so daß ich nicht zu fürchten brauchte, nicht mithalten zu können, wenn's darauf ankam.

Einmal, als ich so eine Landstraße dahinging, geschah es, daß ein Auto neben mir hielt und der junge Mann am Steuer, der mich wohl von einer Baustelle her kannte, mich einlud mitzufahren, denn ich wollte ja wohl auch nach N., wo's heute hoch hergehen werde.

Unterwegs hatte er schon zwei junge Mädchen aufgelesen, die mit dem Bus nach N. hatten fahren wollen. Neben ihm saß eine lustige Blondine, die viel mit hoher Stimme sprach; ich kam hinten neben ein Mädchen zu sitzen, das unter schlichtgescheiteltem

braunem Haar öfter von der Seite her fast schüchtern zu mir hinsah und mit dem ich gern in ein Gespräch gekommen wäre, wenn nicht die Blonde sich so oft über den Sitz zurückgedreht und irgendeine lustige Bemerkung gemacht hätte.

Auf dem heißen, kurzrasigen Festplatz, zu dem von der Nordseite her sich ein Waldhang herabzog, trennten sich die beiden von uns, und mein Bekannter, der bald in einer anderen Gesellschaft aufging, überließ mich in dem sonnentrockenen Festzelt mir selbst.

Später, als draußen schon der Sternenhimmel aufgegangen war, fanden die beiden Mädchen sich dann wieder zu mir, und die Blonde belegte mich den ganzen Abend mit Beschlag. Einmal ließ sie mich mit dem anderen Mädchen, das sich als ihre Schwester herausstellte, auf einige langsame Weisen tanzen; das war auch alles; die sonstigen Tänze war ich ihr vergeben, und da wir uns zwischendurch an die stimmenumschwirte Theke durchgedrängelt und ein Bier getrunken hatten, wozu ihr auch ein „Likörchen“ genehm gewesen war – nicht nur eins, wurde sie immer beschwipster und fragte mich schließlich am Tisch, ob wir uns nicht verloben wollten, aber ihre Schwester guckte so merkwürdig erschreckt, daß sie mit einem Spaß mich der Antwort enthob.

Als wir später über die dunklen Felder zu dritt auf unser Ausgangsdorf zuingen, merkte ich, daß sie so schrill gar nicht war, und ich bin ihr später auch ohne Verlobungs- und Verlobungsabsichten

gern – bis auf ein einzige Mal – begegnet, aber das war's denn auch.

Einmal ging die arbeitsreiche, aber helle Zeit auf dem Lande zu Ende, und als ich wieder in der Hologergasse saß, machte mich ein Studienfreund, der dort aufgehört hatte, auf eine weitere Arbeitsmöglichkeit aufmerksam, und ich nahm sie wahr; allerdings mußte ich mich zeitlich bis in das Semester hinein festlegen.

Viel mit Tante Elfriede zu sprechen, hatte ich kaum Zeit gehabt. Nur hin und wieder an Sonntagen, an denen ich dagewesen war, hatte ich ihr, wenn wir unten im Garten saßen und von mir gestiftetem Kaffee tranken, fast vollständige Berichte gegeben.

„Ja, und Elke läßt Sie schön grüßen, den Weißbinder von ...“, sagte sie einmal, und ich solle den Speis ordentlich machen, daß keine Decke herunterkäme, und es auf den Kirmessen nicht zu toll treiben.

Seltsamerweise wußte Elke in ihren Ferien in vielem über mich Bescheid, aber das hatte ihr sicherlich Tante Elfriede geschrieben. Ich staunte auch über den „Weißbinder von . . .“, hatte ich doch, wenn ich in irgendeinen Laden eintrat, um mir zu Mittag Fleischwurst zu holen, des öfteren gehört, wie die Verkäuferinnen unter sich gesagt hatten: „Der Weißbinder kommt!“ So hieß ich da wohl wirklich.

Von all diesen Tagen, die ich in meinem Leben nicht missen möchte, sind mir ein paar Aufzeichnungen geblieben; ich habe sie, da ich nun einmal ins Erzählen geraten bin, ganz vergessen, obwohl sie

mir, wenn ich sie in die Hand bekam, auch Anregungen gaben, in meinen Erinnerungen fortzufahren.

Gegen Ende des Sommers gab es noch einige schöne Tage mit dem dunkleren, gleichwohl stetigen Licht der tieferen Sonne, wie es sich dem bronzenen Leuchten der Waldhänge und Täler ringsum anpaßte, über denen der Himmel in durchsichtigstem Blau unbekannte Weiten aufscheinen ließ und in feinstem Goldrauch aufging.

Ich ging an solchen Tagen, wenn es Sonntag war, in der Stadt umher, durch die nun schon vertraut gewordenen Gassen, in denen die lichtabgekehrten Winkel und Hofeinschnitte samtbrauner, tiefer geworden waren, stieg dann, wenn ich zum Fluß hinabgeraten war, durch den kühlblauen Schatten einer Felsnische wieder in die Helle des Residenzgartens empor, von wo aus ich lange Zeit, an die steinerne Balustrade gelehnt, hinübersah in die zartwellige Ferne, die mich an den verflossenen Sommer erinnerte.

Manchmal kam mir das lustige Mädchen von der Kirmes in den Sinn, und ich bedauerte dann, daß ich nicht in näherer Bekanntschaft mit ihr geblieben war, wenn ich mich auch zu ihrer stillen Schwester mehr hingezogen gefühlt hatte. Ich hatte mir einen feinen Sommeranzug gekauft und hätte, im Besitz eines Verdienten, in irgendeinem feinen Gasthof zu Mittag essen können, fand mich dann aber doch an einem ruhigen Platz einer einfacheren Wirtschaft wieder, um dort unter dem Stimmengewirr der dort regel-

mäßig verkehrenden Gäste ein Standardessen einzunehmen.

Manchmal beschlich mich Melancholie. Die Stadt, in den Sommertagen, als ich außerhalb gearbeitet hatte, von einer größeren Zahl Tagestouristen besucht, war menschenleer geworden; meine Freunde waren noch in den Ferien; ich sprach selten mit jemand.

An solchem Tage sah ich, als ich nach Hause kam, schon durch den dunklen Flur und die nach hinten offenstehende Tür Tante Elfriede im Garten sitzen; sie hatte sich wohl schon seit dem frühesten Nachmittag auf einem sonnenbeständigeren Plätzchen eingerichtet; neben ihrem Liegesessel, von dem aus sie ein Bein auf einen niedrigen Schemel ausgestreckt hatte, lag das Mohrle im Gras, wälzte und streckte sich zuweilen und hieb die Vorderpfoten in die Luft.

Ich setzte mich ins Gras zu ihr, und sie legte ihr Buch neben sich auf ein kleines Tischchen, um mit mir zu plaudern, und da sie immer so lebhaft, offen und farbig aus ihrem Leben zu erzählen wußte, dauerte es nicht lange, und ich tat's ebenso; und als die Wiese abendlich feucht wurde und schon längst der Schatten der hinteren Büsche über uns gefallen war, wußte sie wieder recht gut über uns Bescheid. „Elke hat geschrieben. Du sollst dich nicht so abarbeiten, Bubche“, sagte sie zwischendurch.

„Woher weiß sie das?“ fuhr ich auf. „Haben Sie ihr über mich geschrieben?“

„Ich eigentlich nicht, Bubche“, sagte sie, und ich konnte es ihr nicht übelnehmen, als sie etwas kleinlaut, was ja selten vorkam, und seitwärts ihren Kater kraulend, damit herauskam, sie habe wieder etwas abgeschrieben. Aber es habe ihr gefallen, und ich bräuchte mich nicht zu schämen. „Wenn du mir das auch immer so rumliegen läßt!“ setzte sie hinzu, und es kam mir vor, als ob ich sogar schuld habe. Mit „Koch uns mal Kaffee, Bubche!“ überspielte sie alles, und später war dann die Angelegenheit in der seidigen Luft des herabsinkenden Abends und angesichts der so beruhigend golden zwischen dem Weinlaub ihres Häuschens aufleuchtenden Fensterscheiben dem Vergeben und Vergessen anheimgegeben worden.

Wahrscheinlich war es dieser Abschnitt gewesen, der ihr in die Hände gefallen war. Er sei eingefügt:

– Es ist fast noch so dämmrig wie zu Arbeitsbeginn am frühen Morgen. Jetzt ist es Nachmittag, Freitag nachmittag. Morgen wird er Urlaub haben, eine Woche lang. Aber zur Zeit fällt Nieselregen, fein wie Nebel, zu fein, deshalb die Arbeit zu unterbrechen, naß genug, um die Sachen zu durchweichen. Sein Hemd klebt auf den Schultern. Bei jeder Bewegung stoßen die Knie an die steifen, naßkalten Röhren der Hosenbeine. Die Strümpfe glitschen in den ausgetretenen Schuhen.

Er sieht die Schachtwand hinauf. Der Regen hat sie gedunkelt, die vorstehenden Steine mit silbernem Tropfensamt überzogen. Von einer Grasspitze tropft es gleichmäßig in eine Pfütze herunter, und jedesmal

kräuselt sich eine Wolke aus rostrottem Schlamm auf. Er wartet auf den nächsten Tropfen, der allmählich anschwillt, prall geworden, abgeleitet und in die Lache herabfällt. Aber während er zuschaut, scheint es ihm, als rundeten sich die Wasserperlen mit der Zeit langsamer, und es überrascht ihn für einen Augenblick: Der Regen hat aufgehört.

Die Wolken hängen tief, drängen und schieben sich ineinander, lösen sich wieder und reißen dabei aus dem fischgrauen Bauch weiße Dampffetzen, die niederhängend nachwehen.

Er greift wieder zum Preßluftbohrer und setzt ihn auf die Erdstufe, die noch vor ihm ansteht. Ein Druck des Handballens, und die Bohrspitze sinkt schütternd in die noch unberührte Schicht. Ein meterlanger Riß durchzuckt die Oberfläche, und Steinbrocken und krümlige Erde kollern auf das Blech, das er an die untere Kante geschoben hat. Knirschend fährt seine Schippe unter den Haufen, und Schaufel um Schaufel hebt er den Schotter auf eine Holzplattform, brusthoch vor ihm auf der Erdbank, kantige Steine mit den Händen dazugeworfen, bis der über ihm für eine Weile genug auf das Fließband zu schippen hat.

Er knöpft seine Brusttasche auf und nestelt Zigaretten und Streichhölzer heraus. Die Köpfe zünden nicht, schmieren nur an der Reibfläche entlang. Er sieht zum anderen empor, der wirft ihm seine Schachtel zu, mit einigen Worten, leerer als die Handbewegung des Werfens, aber wichtig für zwei

Männer, die den Tag über das Fließband rauschen und den Bohrer knattern hören.

Er sieht dem Rauch nach, wie er in schrägen Schwaden aufschwebt und zwischen dem Gestänge zerreißt. Die Erdhäufchen schieben sich in gleichmäßigen Abständen aufwärts und rieseln dort, wo sich das Band über die letzte Rolle zurückwendet, als an- und abschwellender grauer Strom durch einen Streifen Himmel und durch blasse Spitzen eines Nadelwaldes auf dem höher gelegenen Berghang. Die Wolkendecke ist nun an einigen Stellen aufgebrochen, und durch fahlgelb geränderte Löcher blitzt Bläue herein.

Als Feierabend ist und der andere bereits seine Geräte gesäubert hat, sitzt er noch länger als gewöhnlich auf einem Ziegelstapel vor dem Werkzeugschuppen und wischt mit einem Sacklappen den Bohrer sauber, sehr gemächlich, kostet es aus, daß dies die letzten bezahlten Handgriffe vor einer Woche arbeitsfreier Tage sind. In der Umkleidebaracke hört er durch geöffnete Fenster reden, erzählen, pfeifen und die aufgedrehten Wasserhähne rauschen.

Etwa eine halbe Stunde später geht er als letzter hinab, auf die regenblanken Dächer der großen Talstadt zu, auf fensterfunkelnde Hochbauten und Türme der Kirchen, und das hochstenglige Gras schäumt rot auf zu beiden Seiten des Weges.

- Alle haben ihm einen schönen Urlaub gewünscht, wollten ihn mithinunternehmen in ihren kleinen Autos – aber er hat jetzt Zeit, eine Woche lang. – Eindrücke von einer weiteren Arbeitsstelle –

etwas abgeändert. – Wir hatten eine lange Grube für einen riesigen Kessel ausgehoben.

Dann räumten wir die Sachen ins Haus, und da ich am nächsten Tag früh zur Arbeit mußte, ging der Abend nach einigem Lesen früh zu Ende.

Mein Fenster stand, wie so oft, wenn das Wetter still war, offen, und auf den Spitzen der dunklen Büsche sah ich die mir zugewandten Blätter in silbernem Flimmern hervorglänzen; der Mond stand noch hinter dem Hausdach.

Auf meinen einzigen Besuch wartete ich vergeblich; es war der Kater Mohrle, der öfter des Nachts durchs Fenster kam und sich auf meinem Sessel zusammenrollte; wenn ich zuweilen wach wurde, hörte ich seine leisen Atemzüge und schlief beruhigt wieder ein, da ich ein Lebewesen in meiner Nähe wußte. Ein bißchen sehnte ich mich wieder nach dem Betrieb während der Semesterzeit.

Und eines Tages wurde alles so wie früher oder schien es zu werden.

Es war wieder ein Sonntagnachmittag. Elfriede war zu einer alten Bekannten gegangen. Ich saß, etwas unschlüssig, was ich mit dem schönen Spätnachmittag noch anfangen sollte, am Fenster, hatte in einem Buch gelesen, das jetzt aber auf dem Fensterbrett lag; ich wollte mich zu etwas aufraffen, einem Zeichenspaziergang vielleicht; andererseits genügte es mir, vorbei an dem Weinlaub, das, in der Sonne durchsichtig, nun schon blasser, gelblicher geworden, von oben her um mein Fenster hing, in den

Garten zu sehen, mit meinen Blicken den leichten Wolken nachzuhängen wie auch meinen Gedanken, die ebenso durch mein Gemüt zogen wie jene am blaßblauen Himmel auftauchten, deutlicher wurden und dahingingen. In einem kleinen Seitenstreifen blühten die ersten A stern; der Busch Tränender Herzen, dessen Blüten im Frühling und Sommer so lustig gewippt hatten, war fast vertrocknet; die Stengel bleichten in der Sonne auf; dahinter zog sich der braune, durchwirrte Schatten der Mauer entlang. Kaffeekessel piffen in den grünen Nachmittag. Langer, starrer Katzenblick. Zucken der Schwanzspitze und ein Vogelflattern, das weniger wurde bis zur Stille. Das gab es auch.

Da wurde die Haustür aufgeschlossen, dann aufgestoßen; Ernst mußte, hoch und breit bepackt, zurückgekommen sein, wie ich, in den Flur tretend, bestätigt fand. Unsere Begrüßung war kurz, laut, aber herzlich. Ich half ihm noch einige Gepäckstücke hochzutragen und ließ ihn dann in seinem etwas dumpfig gewordenen Zimmer beim Auspacken und Einräumen allein. Er habe mir viel zu erzählen, rief er mir nach, später mal, in aller Ruhe.

Jetzt mußte auch sie bald wiederkommen, dachte ich. Nach etwa einer Stunde – aus den Ecken des Gartens schwebte schon leicht violetter Dunst – schloß es an der Tür zum zweitenmal; das konnte die heimkehrende Wirtin sein, aber auch Elke. Ich stand auf und ging abermals zu meiner Tür, fast ärgerlich mit mir selbst, da mir das Herz seltsamerweise bis zum Halse schlug. Ich öffnete und schaute zum

Hauseingang. Es war schon rotdämmrig auf der Gasse, und auf diesem Hintergrund hob sich ihre Gestalt ab.

Sie hatte einen hellen Trenchcoat an, dessen Kragen an der rechten Seite, wo sie die Hand unter den Riemen einer Tasche geschoben hatte, hochgeschlagen war, so daß ihr schmales Gesicht, das von einem Kopftuch umschmiegt war, wie schutzbedürftig aus der Umhüllung hervorsah; es wirkte im Halbdunkel heller, als ich es in Erinnerung hatte; als ich aber, um sie zu begrüßen, näher trat, sah ich zwar Sonnenbräune auf Stirn und Wangen, dennoch kam sie mir blaß vor. Als ich ihr die Hand gab, blickte sie mich zunächst still an, lächelte dann, und wie zur Entschuldigung sagte sie: „Die Fahrt hat mich etwas angestrengt“, dann nach kurzem Schweigen: „Du siehst gut aus, Christian“, und meine aufkommende Verlegenheit schwand, als sie hinzufügte: „Aber deine Hände – so hart!“

Ich setzte dazu an, ihr etwas über meine Arbeiten zu sagen, und hatte auch schon ihren Koffer in der Hand, um ihn ihr hochzutragen, als im Türrahmen ihr Bruder – das war er doch? – auftauchte, einen zweiten Koffer neben die Treppe schob und mich um den Frauentdienst brachte, indem er mir meinen wieder abnahm.

Da ging ich wieder in mein Zimmer zurück.

Geraume Zeit saß ich im Sessel, und das Bild ihrer Ankunft, die nun auch schon wieder Vergangenheit war, trat mir wieder und wieder vor Augen.

Si kam her dur diu ganzen ougen  
sunder tür gegangen.\*

Des öfteren kam mir die Frage in den Sinn, warum sie so blaß gewirkt habe – nach solch einem Sommer!

Dann, ich hatte indessen das Licht angeschaltet, hörte ich an der Tür, die nur angelehnt war, ein leises: „Darf ich näher treten?“

Es war Elke, jetzt in einem sportlichen Kleid; sie hielt etwas Großes, Dünnes in der Hand, das in gelliches, mit kleinen Rosen bedrucktes Papier eingeschlagen war. „Das habe ich dir mitgebracht, Christian“, sagte sie und wollte mir, etwas verlegen, das Geschenk reichen. Aber es fiel ihr aus der Hand, und wir bückten uns beide und gleichzeitig, um es aufzuheben. Dabei gerieten unsere Köpfe so nahe aneinander, daß sich mein Haar in ihrem verwirrte und sich in ihrer Kammspange verfang. Wir richteten uns langsam, aber lachend auf und mußten, zwangsläufig sehr nahe beisammen stehend, das immer noch verfangene Haar wieder auseinanderlösen. Ich erwies mich als einigermaßen geschickt, konnte es aber nicht vermeiden, daß sich unsere Wangen dabei weich berührten. Es kam mir vor, als wären wir beide einen Augenblick lang fast wie in einem Erschrecken starr und ließen die Wangen länger aneinander ruhen, als es nötig gewesen wäre. Aber dann waren wir wieder jeder für sich, standen uns wieder gegenüber, und ich faßte mir ein Herz und sie an beiden

---

\* Heinrich von Mohrungen (West ich, ob ez verswîget möhte sîn ...)

Händen und dankte ihr herzlich, obwohl ich ja noch nicht recht wußte wofür.

Sie müsse gehen – sie hüstelte –, ihr Bruder sei noch oben, und so ließ sie mich in hellster Verwirrung, und ich ging in meinem kleinen Zimmer auf und ab und wußte nicht, was ich zu allem denken sollte. Auf dem Tisch lag ein Aquarellblock: rough surface; so etwas vom Feinsten, wie ich es mir bisher nie geleistet hatte.

An den nächsten Tagen ging ich wie immer früh zur Arbeit und traf sie nicht; als ich wieder regelmäßig meine Studien aufnahm, begegnete ich ihr hin und wieder, und wir redeten sachlich–freundlich miteinander; manchmal schien es mir, als träte in ihre Augen die Erinnerung an unsere „verfängliche“ Situation, wenn sie mich während des Redens so ruhig–tief ansah; aber ich traute meiner Phantasie einiges zu – immer langsam mit den jungen Pferden! –, und so hütete ich mich, einen Blick frecherweise falsch auszulegen. Das Semester war wieder angelaufen mit meist anregenden Stunden und Nachwirkungen, wie sie sich in verschiedenen Formen niederschlugen – Überdenken, Sinnen, Zwiegesprächen, Besprechungen, Nacharbeiten samt seiner Kurse des Praktizierens –; nebenherlaufend die vielfältigen Eindrücke herbstlicher Natur, selbst auf den Hin– und Herwegen durch verblässende Vorgärten; die Bilder und Kleinszenen der Stadt und auch die genugtuende Möglichkeit, für Stunden die Tür hinter sich schließen zu können.

Eines Morgens, als ich mich im Weggehen wie immer zu Elkes Fenster hinauf wendete, sah ich die Gardine nicht zugezogen, was mir merkwürdig vorkam, denn sie pflegte jeden Morgen noch vor mir zu ihrem Institut zu gehen, auch wenn sie erst spätere Vorlesungen oder Seminare zu besuchen hatte. Die Gardine war dann, wenn sie gegangen war, immer ordentlich zugezogen.

Aber sie konnte ja auch etwas zu besorgen haben, und ich ging über das nebelnasse Kopfsteinpflaster und dachte nicht weiter daran.

Als ich abends zurückkehrte, fragte ich Tante Elnriede, die, gerade ihre große Einkaufstasche vor der Tür absetzend, von Erledigungen zurückgekommen war, ob Elke am Morgen später gegangen sei.

Sie habe Fieber bekommen, und so habe sie für sie eingekauft, wolle ihr auch etwas Stärkendes kochen, sagte die gute Frau. Sie solle mir auch ausrichten, ob ich nicht mal zu ihr hinaufkommen könne.

Ich schob das nachher, als ich allein in meinem Zimmer war, und so sehr ich ihrem Wunsch nachkommen wollte, immer wieder für eine Zeit hinaus. Dann nahm ich doch allen Mut zusammen und stieg zu ihr die Treppe hinan. Auf mein Klopfen vernahm ich ein leises Herein.

Sie lag im Bett; zwei Kissen übereinander waren an der hinteren Bettkante emporgeschoben, damit sie den Kopf etwas höher legen konnte; ihre aufgelösten Haare flossen zu beiden Seiten bis auf die Zudecke hinab. Sie hatte ein Rüschnachthemd mit langen Ärmeln an, wie ich – über meine umsichtige

Besorgtheit selbst erstaunt – mit Beruhigung sah, denn es war etwas kühl im Raum. Ihre schlanken Hände lagen matt auf der Bettdecke, ein aufgeschlagenes Buch dazwischen, anscheinend Gedichte.

Sie sah mich mit großen Augen an; wahrscheinlich war es die Blässe auf ihrem Gesicht, daß es mir so auffiel oder vorkam.

Ich war zunächst etwas täppisch an der Tür stehengeblieben, zog dann aber einen Stuhl heran und setzte mich neben sie. Meine anfängliche Schüchternheit war verflogen, denn ich ahnte, daß sie in irgendeiner Weise Hilfe brauchte, und sei es durch die Anwesenheit eines anderen.

„Ich habe Fieber, Christian“, sagte sie, „aber es wird bald wieder weg sein. Gibst du mir etwas Tee? Er steht dort am Fenster . . .“, und in anderer Art sprachen wir zunächst nicht. Ich war froh, über eine im Tiefsten verbliebene Befangenheit durch die kleinen Gefälligkeiten hinwegzukommen, rückte ihr sogar das eine Ende ihres Kopfkissens, das herabgedrückt war, wieder zurecht, und als mir nichts anderes mehr einfiel, legte ich zwei Briketts in den Ofen nach, und das war ja auch ganz vernünftig.

„Setz dich wieder, Christian“, sagte sie.

Ich schaute sie an. Der überirdische Glanz, von dem ich sie so oft umgeben geglaubt hatte, war etwas vergangen. Ich sah, daß ihre Stirn vom Schwitzen glänzte, ihre Nase leicht gerötet war und sich an einer Seite ihres zart ausschwingenden Mundes Hautpusteln bis unter die Halsrüschen ihres Nachthemds hinabzogen.

Ich sah sie, die mir oft eine Elfe geschienen hatte, mit einem Male oder für Augenblicke menschlicher, weniger entrückt, natürlicher.

Vielleicht hatten wir uns wechselseitig zu sehr romantisiert, von mir aus konnte ich das bestimmt sagen; sie hatte das vielleicht, was mir unerklärlich gewesen wäre, auch getan; sie wußte natürlich nicht, daß ich meinen Schrankkasten unten voller ungewaschener Socken liegen hatte, schmutzige Hemden daneben, da ich eine Zeitlang, statt sie waschen zu lassen, mir lieber neue, wenn auch billige, gekauft hatte. Ich war gewiß nicht der, für den sie mich hielt. Selbsterkenntnis macht bescheiden, dachte ich. Mir war aber dennoch viel von der Scheu vor dem Besonderen an ihr, manchmal sogar – ärgerlich – als Erhabenes empfunden, abgefallen, und ich glaubte mir eingestehen zu müssen, daß ich sie einfach liebe, und fast wollte ich es ihr eingestehen.

Wie ich sie aber so sah – geisterblaß, matt, müde lächelnd, fast sich dazu zwingend; die Handbewegungen angestrengt, die halbgeschlossenen Lider – bei aller Schönheit, dachte ich, sie müßte elend dran sein, und wenn ich ihr nun meine Zuneigung – Liebe war ein hohes Wort! – gestände, vielleicht hätte sie in ihrem augenblicklich hoffnungsbedürftigen Zustand, aus einer sinntrügenden Mattigkeit der Seele heraus mir dasselbe versichert, und ich wäre mir vorgekommen, als hätte ich ihren Zustand ausgenutzt – ich wollte es aber sinnkräftig, am vollen frischen Licht des Tages sagen und hören; hier wäre ich mir wie ein Erschleicher, Betrüger vorgekommen; aber

fühlen lassen wollte ich es sie wenigstens, und ich nahm ein Mulltuch vom Nachttischchen und tupfte ihr damit behutsam den Schweiß von der Stirn.

Sie sah mich still und dankbar an und kam dann nach einer kleinen Verlegenheitspause mit dem heraus, was sie mir eigentlich sagen wollte. Es war einfach, wenn auch mit einem nicht leichten Entschluß verbunden und desillusionierte mich etwas. Sah sie in mir nur den Mitstudierenden, dem sie einen Rat für sich zutraute?

Sie wollte ihr Studium aufgeben. Der Beruf, der dahinter stünde, wäre körperlich und, wie sie jetzt ahne, auch von ihrer Gesundheit her wohl nicht zu verkraften. Ich schwieg eine ganze Weile. Was sollte man da raten?

„Meine Eltern sind vermögend“, sagte sie dann, „ich habe es nicht nötig, unbedingt zu einem Brotterwerb zu kommen, und kann mir in aller Ruhe eine neue Lebensbahn suchen.“ Das erleichterte vieles, und sollte sich dieses zarte, schöne Wesen gewiß zu erwartenden, zermürenden Widrigkeiten aussetzen? Es zwang mich fast, ihr zuzustimmen.

„Da d u es mir sagst, Christian, ist mir wohler. – Aber du mußt jetzt gehen. Ich bin so müde.“

Sie schloß schon die Augen, und ich wagte es, ihr im Weggehen über das Haar zu streichen.

Am nächsten Tag kam ich so spät aus einer Besprechung zurück, daß ich es nicht mehr in Betracht ziehen konnte, kurz zu ihr hinaufzugehen; der folgende Tag verlief ebenso, nur daß ich unterwegs etwas für sie kaufte, was ich ihr wenigstens vor die Tür

stellen oder ihr durch Tante Elfriede zukommen lassen wollte. Es war eine Dose Rinderkraftbrühe gekörnt; Gott sei Dank hatte ich in letzter Minute einen kleinen Blumenstrauß dazu gekauft.

Am dritten Tage hatte Elke anscheinend alles überwunden, dank ihrer Zähigkeit und der treuen Sorge unserer lieben Wirtin; es lief fast alles wie bisher, nur daß ich sie leider nicht zu Gesicht bekam, aber ich hoffte, es sollte schon noch werden.

Über das Wochenende wurde sie nach Hause geholt, war aber, wie ich am Sonntagabend, als ich zwischen zehn und elf von Freunden kam, am Licht in ihrem Zimmer bemerkte, wieder zurück. Am folgenden Montag wendete ich mich, schon einige Schritte vom Haus entfernt, fast scheu um und sah wieder die Gardine weggezogen; es war ein Rückfall eingetreten, wie ich abends erfuhr. Der Arzt war bei ihr gewesen. Für einige Stunden hatte Tante Elfriede sie zu sich herübergeholt, ihr einen Sessel bequem hergerichtet, damit sich die Kranke nicht gar so allein fühle. Danach war sie, wieder in ihrem Zimmer, in einen ruhigen Schlaf gefallen. Am nächsten Tag geschah etwas, was zu den nicht einzurechnenden Teufeleien des Lebens gehören mag; ob es eine war – wer weiß. Vieles ist mir auch hinterher erst mehr und mehr bewußt geworden, manches erst, nachdem ich es jetzt geschrieben und bedacht habe. Damals, so kommt es mir vor, lief mir das Leben eben so hin.

Ich ging also am Nachmittag aus dem Haus, nicht ohne in echter Kümmeris zu Elkes Fenster hinaufzusehen; es war einer der letzten schönen Herbstta-

ge, aber der Sinn stand mir wenig danach, all seine Schönheit in mich eingehen zu lassen – das Kreuz der Schloßkirche, wie es, selbst golden, im milden, goldenen Staub des Himmels fast verging – den in hintergründiger Farbigkeit aufglühenden wilden Wein an der sonnensatten Mauer .

Ich wollte für Elke eine kleine Aufmerksamkeit kaufen und erstand schließlich nach langem Betrachten von Schaufenstern und Auslagen eine Schachtel ziemlich erlesenen Konfekts, schön eingewickelt, mit einem Bändchen und Schleifchen versehen. Und als ich so in einiger Zufriedenheit und sinnierend über den Marktplatz gehe, da ruft es „Christian!“ von seitwärts zu mir her, und vor mir steht in neckischem, geblühten Sommerkleid, braungebrannt vom tiefen Ausschnitt bis hinauf unter die Haarwurzeln, meine lustige Blondine von der Kirmes, und ehe ich ihr überhaupt in die vor Übermut schmal gewordenen Augen sehen kann, hat sie mich umhalst, mitten auf dem Markt, aber ich finde das gar nicht so übel, merke ich.

Sie habe noch Zeit, um sieben fahre der Zug, da könnten wir uns noch irgendwo gemütlich hinsetzen usw. Ich weiß, daß ich nach meinem Konfektkauf noch zweifünfzig in der Tasche habe.

„Ich muß noch schnell nach Hause“, sage ich. Ob sie hier warten wolle – da am Brunnen stehe eine Bank.

„Was denn? Ich komme mit!“ Und es läßt sich nicht vermeiden.

Sie zieht plaudernd mit mir durch die Gasse, und die Leute denken bei ihrem Anblick, der Sommer sei wieder ausgebrochen; dringt mit mir ins Haus, findet meine Stube toll – das Fenster auf und hinausgelehnt, während ich nach etwas Geld suche –, und dann gehen wir wieder.

Als wir vor dem Haus stehen, guckt sie sich noch einmal um.

„Schön!“ sagt sie, „hier wohnst du also. So romantisch!“, und ehe ich den Gemütswechsel verhindern kann:

„Mensch, daß ich dich wiedersehe!“ und gibt mir von der Seite her scherzhaft einen Kuß, voll mit Lippenstift, und sie amüsiert ich köstlich darüber, was ich normalerweise sogar verstünde, wenn ich nicht zu Elkes Fenster hinaufgesehen hätte. Hat sie da nicht gestanden?

Ich sehe noch die Gardine ranziehen und meine, dahinter im Dunkel des Zimmers ihr Antlitz zu erkennen ...

Dann gingen wir die Gasse hinauf; meine Bekannte aus einem benachbarten Dorf hakte sich bei mir ein.

Mir war, als fühlte ich Elkes Blicke in meinem Rücken; in mir stieg immer wieder der Drang auf, mich umzusehen, ich tat es aber nicht.

Wie sollte ich ihr das alles erklären, wenn ich überhaupt eine Notwendigkeit dafür in Anspruch nehmen konnte? Ich kam nicht mehr dazu.

Denn Elke wurde an einem der nächsten Tage nach Hause geholt, und keiner von uns ahnte, daß

sie nicht wieder in die Holdergasse zurückkehren sollte.

Es war an einem grauen, aber sanften Herbsttag; die Büsche vor meinem Fenster waren durchsichtiger geworden und zeichneten sich bereits in ihren Verästelungen auf einem feinen Nebel ab, über den die Sonne vergeblich ihr sprühendes Licht verbreitete; nur daß er nach oben hin eine bräunliche Helle annahm, in die hoher, feiner Goldstaub zu wirken schien. Die Bäume, die Dachbreiten und Giebel vergingen in die Weite hin unmerklich sacht in diesem Dunst, der sie schattenhaft zart oder mächtiger erscheinen ließ, nun, wo sie aller sichtbaren Einzelheiten bar waren.

Am späten Nachmittag – ich war gerade zurückgekommen und hatte eine Weile am Fenster gegessen – hörte ich ein starkes Gehen oben den Flur entlang, die Treppe hinauf und abwärts, dann war eine Zeitlang Ruhe; aber aus Tante Elfriedes Zimmer her vernahm ich gedämpftes Reden; anscheinend saßen sie dort; es konnte sich nur um Elke handeln. Schließlich hörte ich, der gebannt in Abschnitte der Stille gehorcht hatte, lauter gewordene Männerstimmen, glaubte Abschieds- und Dankesworte zu verstehen, und dann kamen langsame, wenn auch schwere Schritte, wie von Stufe zu Stufe, die Treppe herab, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Tür halb zu öffnen und hart an den Rahmen hin zu treten.

Indes waren sie am unteren Treppenbogen angekommen; ein stattlicher, weißhaariger Mann half El-

ke, die auf der Wandseite von einem der jungen Männer gestützt wurde, die letzten Stufen herab. Sie war in ihren Trenchcoat gehüllt und sah sehr blaß aus. Von der schon geöffneten Haustür her schaute sie den Gang zu meinem Zimmer zurück, und als sie mich dort stehen sah, sagte sie matt: „Tschüs, Christian.“ Dann wurde die Tür geschlossen, und Dunkelheit schlug über dem Flur zusammen, nur daß das Oberlicht eine bleiche Helle hereinließ.

Ich meinte Tante Elfriede am Treppengeländer stehen zu wissen, hörte ein Schluchzen und Schneuzen und zog mich leise in mein Zimmer zurück; ich nahm mir vor, erst abends zu ihr hinaufzugehen.

In der darauffolgenden Zeit hörten wir von Elke nicht viel, wußten nur, daß sie in einer Lungenheilstation weilte. Zwei- oder dreimal kam eine Karte von ihr, an Tante Elfriede – sie schrieb allerdings Frieda – adressiert, auf denen sie uns herzlich grüßen ließ; sonst war nicht mehr, als daß wir zuweilen von ihr sprachen. Ihr Zimmer war jetzt unbewohnt, blieb ihr aber noch vorbehalten.

Eines Abends – es war in der Adventszeit – sagte mir Tante Elfriede, als sie die zweite Kerze anzündete, daß Vater und Bruder die letzten Sachen geholt hätten; Elke werde wohl nicht zurückkehren, aber es gehe ihr besser.

So stand ihr Zimmer, von allem, was an sie erinnert hatte, jetzt vollends leer, und so sollte es bis in den Frühling hinein bleiben. Nur eine Tropfkerze war stehengelassen worden, in die sie allerlei merk-

würdige Steinchen gepreßt hatte, und ich bat, sie unten in meine Stube stellen zu dürfen.

„Wenn dir daran liegt, du alter Schafskopp“, sagte die hintergründig lächelnde Wirtin, „so behalt’ sie. Was sagst du dann aber, wenn das Mädchen dich danach fragt, das hier öfter aufkreuzt?“

Damit meinte sie meine Kirmesbekanntschaft, die blonde H., die mich zuweilen, wenn sie in der Stadt war, zu einem Plausch oder einem Spaziergang abholte. Sie machte sich unnötige Sorgen.

Allmählich, als ich mich daran gewöhnt hatte, daß sie nicht mehr da war, wurde Elke mir zur einer lieben, wenn auch etwas schmerzlichen Erinnerung.

Es war Weihnachten, als das verborgene gewesene Gefühl für sie noch einmal verwirrend und mich ganz ausfüllend in mir wach wurde.

Am Heiligen Abend war ich in dem kleinen Haus ganz allein. Tante Elfriede war zu einer alten Freundin gegangen, die einige Gassen weiter wohnte, und hatte mich gebeten, sie gegen zehn in der stillen Nacht dort abzuholen, denn es war ein leichter Schnee gefallen, der sich zwar nur dünn über das Pflaster gelegt, sie aber fürchten gemacht hatte, daß sie trotz ihres bewährten Krückstocks bei zunehmendem Frost der Nacht ausgleiten und hinfallen könnte.

Bis dahin war aber noch eine lange Zeit. So zog es mich, als in der Dunkelheit die Glocken zu läuten begannen, aus der fast unheimlich gewesenen Stille des Hauses hinaus.

Die Nacht war sternklar geworden; es lag eine feierliche, wenngleich irgendwie knisternde Ruhe über der Stadt; das fröhlich berührte Leben, von dem ich ausgeschlossen war, hatte sich hinter weihnachtlich geschmückte, grüngolden schimmernde Fenster zurückgezogen. Hin und wieder aber traten aus dem Schein sich öffnender Türen Menschen, einzeln, in einsamer Andächtigkeit, oder zu mehreren, noch in Bescherungsfreude, auf die Gasse hinaus, und ich folgte ihnen zum Marktplatz hin, wo vor dem Brunnen zwei große Weihnachtsbäume bis an die Wände der Kirche hinauf ihr Leuchten verbreiteten.

Ich ging mit den anderen die Kirchstufen hinan und wußte zunächst nicht, ob ich mit eintreten sollte in die dunkel umfaßte Helle des Kirchenraumes, folgte aber unwillkürlich dem Hineindrängen und fand unter den vielen Menschen, die auch schon den Raum zwischen Kirchenbänken und Portal gefüllt hatten, einen Platz an einem Seitenpfeiler.

Da setzte bereits ein verhaltener Orgelton ein, der zunächst zögernd, wie vorfühlend, ob die Menschen bereit seien zu hören, zwischen den nachtblauen Fenstern schwebte, dann, stärker und moduliert werdend, die Säulenhalle des Schiffes ausfüllte und in eine getragene, kraftvolle Melodie überging, die, bald von anderen Tonranken durchflochten, zu einem jubelnden Gewirk der Töne aufwuchs, deren jeder dazu beitrug, des Ganzen Klang zu tragen, bis es in einer solchen Steigerung in dem gotisch-barocken Gewölbe schwang, daß das vollendete

Werk keinen Ton mehr hätte aufnehmen können, ohne die Wände zu sprengen; aber da gebar sich aus der vibrierenden Einheit der Vielfalt die menschliche Stimme, der menschliche Chorus, jubelnd und klingend, in den Grund gerissen, verloren und sich dennoch himmelgehobenen Blickes wieder scheu vom Boden aufrichtend, schwebend zwischen Höhe und Tiefe, frohlockend und selbstgefangen ertrauernd, bis alles sich in einem eigenartigen Akkord löste, der in dem Miteinander der Töne doch so voller Spannung zwischen oberen und unteren war, daß das soeben Gestaltete sich aus ihm nochmals – anders vielleicht – wieder hätte entwickeln können.

Ich war durch das Orgelspiel und den Gesang in eine Gemütslage versetzt, daß ich alles in einem innig-würdigen Glanz sah, und hörte so die Predigt mit größter Anteilnahme, obwohl ich den Worten inhaltlich streckenweise gar nicht folgte, und ich war noch in diesem Zustand des Überhobenseins, als ich vor dem Vaterunser die Leute aufstehen sah, zunächst die vorn sitzenden, unter ihnen eine mädchenhafte Gestalt, die ich zu kennen meinte. Links neben ihr hatte sich ein breitschultriger Mann in einem schwarzen Mantel, rechts ein größerer in hellerem Anzug erhoben; zwischen beiden leuchtete das Haar des Mädchens im Lichte der vielen Kerzen, und als sich das Aufstehen der Leute bis zu den hinteren Reihen hin fortgesetzt hatte, konnte ich doch über einige, die sitzen geblieben waren, und zwischen anderen hindurch die Gestalt im Auge behalten, und es wurde mir immer deutlicher, daß es Elke

war, augenscheinlich mit ihrer Familie, denn ich sah, daß der ältere Mann neben ihr sich einmal zu einer Dame zu seiner Linken hinabbeugte, ihrer Mutter gewiß ...

Als der Segen gesprochen war und alles sich, umwendend, nach Bekannten Umschau haltend, zum Mittelgang hin schob und dem Ausgang zustrebte, verlor ich Elke aus den Augen, sah dann aber, daß auch eine Nebenpforte geöffnet war; dorthinaus mußten sie gegangen sein.

Ich versuchte nun, so schnell es mit einigem Anstand glücken wollte, ins Freie zu gelangen. Soviel ich aber auch unter den Leuten Ausschau hielt, die durch den Seitenausgang kamen oder gekommen waren, ich konnte Elke nirgendwo mehr erblicken. In einer Reihe geparkter Wagen war aber bereits eine Lücke, und wo der dünne Schnee den Abdruck einer Reifenspür zugelassen hatte, war sie sehr frisch und noch unzertreten.

Als ich danach noch eine gute Stunde lang durch die wieder einsamen Straßen ging, war ich mir immer wieder sicher, daß ich auf Elke zugegangen wäre, wenn sie's dann gewesen war, mitten durch den Familienkordon, und ein „Frohe Weihnachten!“ hätte mir niemand verübeln können.

Eines Tages kam die Stunde, der ich teils mit Bangen, teils mit Freude und Erwartung entgegen gesehen hatte. Ich verließ die kleine Stadt und das Haus, welche beide mir so vertraut geworden waren.

Auch meine Wirtin war gerührt, aber wir hatten uns vorher ausgemacht, daß ich ihr wie sie mir des öfteren schreiben wollte, daß ich, sooft es möglich wäre, wiederkäme und daß wir den Abschied nicht als Davongehen, sondern als notwendigen Aufbruch zu Erledigungen in der Welt verstehen wollten, aus deren Weiten man immer wieder zurückkehren könne, zumindest wisse, daß die Insel der Ausfahrt wieder zu erreichen wäre.

Die Kirchturmuhre schlug ihr Neun in einen heiteren Frühsommormorgen; die Abschiedsstunde war eingeläutet, aber wir machten sie uns nach unserer Abmachung nicht allzuschwer. „Du bist ja bald wieder da, Bubche“, sagte die unvergeßliche Wirtin. Aber wer ahnt in solchen Stunden, daß bei einem Abschied sich doch einiges auflöst und daß alles ganz anders kommen wird, daß ich, nachdem Karten und Briefe seltener geworden waren und von ihrer Seite her versiegten, ich wirklich wieder – noch naiv genug, mich, Kaffee mitbringend, auf ein Wiedersehen freudig – vor dem Haus in der Holdergasse stehen und sie nicht mehr antreffen sollte.

Trage ich wenigstens eine gewisse Schuld ab, liebe Tante Elfriede, damit, daß ich mich deiner erinnerne?

Über Elke hast du aber durch mich noch erfahren, und da magst du in deinem Garten allein, denn das Mohrle war ja tot, den Erinnerungen an jene Tage nachgehen haben. Und ich konnte dir noch einiges mitteilen, denn eines Tages, nicht ganz nach

einem Jahr meines Fortgehens war jener Brief gekommen, der vom 25. Mai.

Ich schrieb zurück, zunächst zögernd, verhalten, meine Lebensverhältnisse, die noch nicht zum besten waren, darstellend, schrieb ihr von Ausflügen, schilderte, was mir an Eindrücken zugekommen war, manchmal ersetzte das auch eine Ansichtskarte, und sie hielt es gleicherweise, so daß ich mit der Zeit auch über ihr Leben, ihre Erlebnisse im Bilde war.

„Es kommt mir alles wie eine Ewigkeit vor“, schrieb sie in ihrem zweiten Brief, „daß ich in der Holdergasse wohnte, und doch ist das alles kaum zwei Jahre her. Aber ich habe in der Zwischenzeit so viel erlebt, daß es mir viel länger vorkommt.

Nach meiner Auskurierung bot sich mir die Gelegenheit, zu Verwandten in der Nähe von Hamburg zu ziehen. Nach Ostern ging ich zunächst auf eine einjährige Höhere Handelsschule. Besser ist besser! Was weiß denn unsereins schon! Es war eine herrliche Zeit. Neben der Schule konnte ich so richtig das Großstadtleben genießen. Ich fand bald eine nette Freundin und einen reizenden Kreis junger Menschen. Nach Weihnachten begannen die Prüfungen in der Schule, aber das haben wir mit nicht allzu vielem Pauken hingekriegt.

März wurden wir entlassen, und nun begannen die Übereifrigen gleich im Büro oder in der Bank ihre Arbeit.“

Dann folgten eine Aufklärung über Berufsmöglichkeiten und etwas ironische Bemerkungen über solche von ihren Bekannten, die jetzt meinten, eine

große Karriere vor sich zu haben. „Ich aber erholte mich erst einmal von der Schule und verließ dann Hamburg, um zunächst für ein Jahr nach England zu gehen.

Und nun bin ich hier!

Ich lebe bei einem sehr netten älteren Ehepaar, das einfach reizend zu mir ist. Ich helfe mit im Haushalt, aber da ist längst nicht soviel zu tun wie in deutschen Familien. Ich bin hier, um mein bisheriges Englisch zu vervollkommen oder um es überhaupt erst richtig zu lernen, weil ich nun vorhabe, Korrespondentin zu werden; außerdem möchte ich auch erst einmal was von der Welt sehen ...“

Das war also Elke jetzt, eine neue; vielleicht war sie immer so gewesen; keine Märchenprinzessin, aber solcher gewiß ebenbürtig. Hatte Tante Elfriede nicht „alter Schafskopp“ zu mir gesagt?

Im Laufe der Zeit bekam ich durch ihre Briefe auch eine Vorstellung von der Landschaft, dem Land, in dem sie jetzt lebte, gewiß eine blasse im Verhältnis zur Wirklichkeit; aber wie stark wirken Schilderungen auf einen von dem, was man nicht kennt, aber doch kennenlernen möchte, und mit welcher größerer Aufmerksamkeit las ich die Sätze, da sie doch von ihr stammten!

Die kleine Stadt in dem Greensand Ridge, dem lieblichen, vielgestaltigen Höhenrücken vor den North Downs, wurde mir allmählich deutlich; vielleicht sah ich sie zu verklärt oder zu typisch englisch.

Ich erlebte es mit, wenn Elke, bevor das Tor geschlossen wurde, noch einmal in den weithügeligen Park des Schlosses ging, um die gar nicht scheuen Damhirsche zu sich herzulocken, sah das flache, hellsteinerne Schloß mit dem Mittel tower und den großen Kaminen sich über die Hügelhöhe entlangziehen, inmitten hoher Buchen, die sich gegenseitig viel Platz ließen zu ihrer selbstbewußten, kronenmächtigen Ausdehnung ...

Ich war dabei, wenn sie an einem freien Tag mit der Bahn nach Waterloo–Station fuhr und über die Themsebrücke nach Westminster gelangte, zunächst meist zu Fuß, ehe sie zu U–Bahn–Sicherheit gelangte und sich auch die entfernteren berühmten Plätze, Parks und Baulichkeiten Londons erschloß.

Dann war auch von Autofahrten die Rede; ich erhielt eine Karte von Chartwell, dem Home of Churchill; sie schrieb mir begeistert über die Lage dieses Landsitzes.

Dann aber erhielt ich die Schilderung eines wundervollen Punktes, von dem man seewärts über Kent blicken konnte.

*„... Wir kamen von dort aus auf schmalen, stellenweise hohlwegartigen Straßen, an leuchtenden Landhäusern und fast südländisch anmutenden Parks vorbei nach einem Weiler, wie sie hier oft zu finden sind.*

*Hier stiegen wir aus und gingen einige Pfade entlang. Im Hintergrund erstreckte sich ein anfangs lichter Wald, der vornehmlich aus Eichen besteht. Nach Süden hin aber kommt man an ein idyllisches Plätzchen: hinter einer sitzhohen Begrenzungsmauer fällt das Land zu einer grasichten Hangstufe*

*ab, zu der Treppchen hinabführen; am rechten Rande erhebt sich einen alten Brunnen überdachendes Gebälk; einige Bänke reizen gerade zu zum Verweilen; nach unten hin zieht es den Blick auf ein in sich gesunkenes, verlassenes Haus; ein Steig, zugewachsen fast, führt noch hinab, und ein wenig abnte man etwas vom einstigen Leben der Leute, die hier wohnten, zumal eine blaugemusterte Kachelwand, eine herabhängende Tapete durch eine hohle Fensteröffnung sichtbar wurden. Insekten umsummten das alles; über das schadhafte Dach drängten sich Triebe von Holunder.*

*So sehr lange, ging es mir durch den Sinn, könnten die einstigen Bewohner des Hauses unten noch nicht weg sein. Wo sie auch sein mochten – vielleicht, daß ihnen das früher alltägliche Leben an diesem Hang nun irgendwo, wenn die Nacht und der Schlaf kommt, in überwirklicher Schönheit erscheint, die Verluste ausgleicht.*

*Vor uns lag die gartenähnliche Ebene, die durch bis in die Weite abgehobene Baumreihen und Waldstriche, Heckenzüge und Bodenwellen noch größer erschien, als sie ist; die sich in selbstbewußter Behaglichkeit bis in verblässende Ferne dehnte; lockend hell über dem Horizont stieg darüber der Himmel auf...“*

Das hatte sie mir sehr anschaulich machen wollen, und ich war ihr dankbar dafür; nur hatte sie mich während des ganzen langen Briefes mit keinem Wort wissen lassen, wer sich denn außer ihr hinter dem w i r verbarg.

Nachdem ich im nächsten Brief danach gefragt hatte – wer weiß, ob sie damals gemerkt hat, daß mir diese Frage unter allem Geschriebenen das Wichtig-

ste war –, bekam ich in einem Nebensatz zu erfahren, daß sie inzwischen einen guten Freund habe, aber weder verlobt noch heiratswillig sei und das über lange künftige Zeiten auch wohl nicht werde; die Welt sei ihr noch zu unbekannt und weit; vielleicht könne sie noch einige Stationen darin weiterkommen.

Es mag sein, daß mich das ernüchterte; vielleicht war auch alles ganz anders, dachte ich zwar eine Weile immer noch; aber eine Karte aus Schottland war die letzte, die ich von ihr erhielt; von da ab war Elke für mich in der weiten Welt verschwunden.

Vor einigen Jahren sah ich bei Festspielen in ... eine vornehme Dame aus einem sehr noblen Auto steigen und am Arm eines schlanken, weißhaarigen Mannes auf den Eingang des Theaters zugehen. Ich stand abseits auf der anderen Straßenseite. Es hätte Elke sein können, wenn man nach so vielen Jahren einen Menschen, den man zwischendurch nie zu sehen bekam, überhaupt wiedererkennen kann; aber vielleicht war sie mir noch immer nicht aus dem Sinn, und ich täuschte mich immer noch.

Jetzt, nachdem ich das alles aufgeschrieben habe, ist mir die Episode zu einer alten Geschichte geworden; ich werde vielleicht noch andere, viel andere vor mir haben, aber die Zeit, die ich damals so lang wähnte, ist kürzer geworden.

Es ist Nachmittag; seit langer Zeit bin ich wieder im Garten. Fast frühlingswarm ist es geworden; das haucht einen so an wie damals und all die Jahre.

Der frischgepflügte Acker jenseits des Zaunes, den verdorrte Windenspiralen fast zu einem Flechtwerk machen, zieht sich satt dunkelbraun bis hinten an die Gärtnerei, deren Hausgiebel und helle Mauer, die einzigen weißen Flecken jetzt nach dem Schnee, fast leuchtend vor dem herandrängenden Abendgrau.

Das Gras vor der Laube liegt strähnig-platt, quitscht vor Nässe unter den Füßen, und als ich die dickmatschige Blattschicht unter dem Kirschbaum zusammenharke, kommt bleiches Grün zum Vorschein.

Ich hätte es im Herbst tun sollen, hatte mir das anders vorgestellt, als die rotflammenden, lichtarten Blätter damals sanft herab- und aufeinander sanken, leicht, locker, lebendig fast, so wie sie in weicher Fülle an den Zweigen hingen. Dann kam auch der Kälteeinbruch.

Nun ist alles verrottet, ineinandergewest, löst sich schleimig auf. Wie schnell das zermürbt, zermulst worden, vergangen ist!

Die kleine, klare Fichte ist unbekümmert. Regen sich nicht auch schon dunkelgrün die krausen Sprossen des Goldlacks? Sang nicht frühlingstfreudig die erste Amsel schon? Gegen Abend tanzen sogar die Mücken in einer rötlichen Lichtschwade, die über einen hohen Gehölzstreifen, über Kuppen und Kronen näherer Bäume aus einer feuerfarbenen Himmelsscharte hereinraucht. –

Als ich über die Höhe fahre, sehe ich über der Strommaue vibrierende, sich unendlich rückbreitende

Helle in abendlicher Gedämpftheit, die dennoch  
lichter scheint als der klare, selbstverständliche Tag.